Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 74 (1994)
Heft: 9

Rubrik: Dossier : Übersetzen - Vermitteln

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MARCEL SCHWANDER, geboren 1929 in Netstal GL als Bürger von Lyss BE, studierte Literatur an den Universitäten Bern und Paris. Seit über einem Vierteljahrhundert wirkt er als Westschweiz-Korrespondent des «Tages-Anzeigers» in Lausanne. Er schrieb Erzählungen sowie Essays. Als Übersetzer des Goncourt-Preisträgers Jacques Chessex und anderer Westschweizer Schriftsteller wurde er im gesamten deutschen Sprachraum bekannt. Zahlreiche Auszeichnungen, darunter der Berner Staatspreis der Universität Lausanne.

ÜBERSETZER BAUEN BRÜCKEN ÜBER SPRACHGRÄBEN

Als ich vor einiger Zeit mit einer Gruppe von Presseleuten im Intercity von Zürich nach Lausanne fuhr, fragte eine amerikanische Journalistin: «Weshalb sprecht Ihr in einem Teil der Schweiz deutsch, im andern französisch?» Meine Landsleute blickten vorerst ratlos in die Runde und meinten dann, eigentlich hätten sie sich noch nie Gedanken darüber gemacht, das sei einfach seit je so gewesen.

Die Frage war vielleicht praktisch gemeint: Ist die Mehrsprachigkeit für ein kleines Land wie die Schweiz nicht eher Last als Lust – oder bestenfalls ein unnötiger Luxus? Die US-Journalistin kann in ihrer Heimat vom Atlantik über einen weiten Kontinent bis an den Stillen Ozean reisen und bleibt dabei immer im Gebiet derselben Sprache, während der Schweizer auf der Reise vom Bodensee zum Genfersee mindestens einmal eine Sprachgrenze überqueren muss.

Man kann die Frage auch historisch betrachten: Wann und wie ist die Schweiz mehrsprachig geworden? *«Sind wie in Kanada auch in die Schweiz Franzosen eingewandert?»* fragte mich im Waldgebiet von Québec die Wirtin einer gutschweizerischen Herberge mit dem Namen «Au Milieu du Monde», eine Freiburgerin. Nein: unsere romanischen Sprachen – Französisch, Italienisch, Bündnerromanisch – sind in Jahrtausenden auf einheimischem Boden gewachsen und in einem gewissen Sinne «bodenständiger» als das Deutsche. Alemannisch brachten spätere Zuwanderer ins Land, was vielen Eidgenossen kaum bewusst ist: Für uns beginnt Geschichte oft erst mit dem legendären Apfelschuss Tells. Doch im Jahr 1000, drei Jahrhunderte vor der Gründung der Eidgenossenschaft, lag die Sprachgrenze schon weitgehend fest.

Freiburg: Brücke über die Saane, Brücke über die Sprachgrenze. Illustration von Edmond Bille aus G. de Reynold, Contes et Légendes de la Suisse Héroïque, Lausanne 1914. Die Sprachgrenze zieht sich durch den Jura nach Biel/Bienne, durch das Seeland nach Murten/Morat, dann einige Kilometer der Saane/Sarine entlang nach Freiburg/Fribourg, erreicht über La Berra das Oldenhorn, folgt den Berner Alpen, und schliesslich teilt das Flüsschen Raspille bei Sierre/Siders das Deutsch- vom Welschwallis. Sprachgrenzen trennen jedoch nicht messerscharf. Sie verbinden auch wie in Freiburg Schweizer verschiedener Sprache.

Die mehrsprachige Schweiz – Herzland Europas

Die Schweiz ist als germanisch-romanisches Herzland Europas ein lebendiges Relikt des alten römisch-deutschen Reiches. Die Urzelle der Eidgenossenschaft entstand am Gotthard, einem Übergang zwischen Deutsch und Welsch, und die Schweiz hat kulturell wie verkehrspolitisch die Funktion einer Drehscheibe zu erfüllen. Bundesrat *Georges André Chevallaz* spottete zwar über den innenpolitischen Aspekt der Mehrsprachigkeit: *«En Suisse, on s'entend bien, parce qu'on ne se comprend pas»*, und der Schriftsteller *Herbert Meier* klagte, die Schweiz erkenne in ihren Beziehungen zur Aussenwelt das Potential einer Nation der vier Sprachen zuwenig. Doch die Sprachzugehörigkeit wird immer wichtiger, und mit ihr die Verständigung zwischen den Sprachregionen. Über die Landesgrenzen hinaus – abgesehen von allen aussenpolitischen Wechselfällen – brauchen wir den Willen zur kreativen Tat als Vermittler und Dolmetscher zwischen den grossen Sprachgebieten Europas.

Sprachen verbinden die Menschen – und trennen sie. Der Übergang von einer Sprache in die andere ist nicht einfach eine sportliche, technische, linguistische Angelegenheit. Mit der Sprache wechselt die gesamte Umwelt. Jede Sprache ist Ausdruck eines kollektiven Bewusstseins, verschieden nach Geschichte, Psychologie und Politik; jede hat ihre Architektur, ihr besonderes Material, ihre innern Gesetze, ihre Möglichkeiten und Grenzen; jede bietet eine andere Weltschau, eine andere Weltanschauung, ein anderes Denksystem. Wie *Wilhelm von Humboldt* erkannte, ist ihre Verschiedenheit *«nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst.»* Angesichts dieser verschiedenen Weltansichten ist es bemerkenswert, dass die mehrsprachige Schweiz als politische Willensnation die Jahrhunderte überdauert hat.

Carl Spitteler als Mahner

«Wie steht es mit unserer Kenntnis der französischen Schweiz? und ihrer Literatur und Presse?» fragte der spätere Nobelpreisträger *Carl Spitteler* die Deutschschweizer in seiner berühmten Rede über «unsern Schweizer Standpunkt» vom Dezember 1914. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges zerriss ein «Graben» das Land: Das Herz der Romands schlug für Frankreich, während die deutsche Schweiz im Geist lange an der Seite des preussisch-deutschen Kaisers marschierte. Spitteler betonte: *«Wir sollen einig fühlen, ohne einheitlich zu sein. Wir haben nicht dasselbe Blut, nicht dieselbe Sprache, wir haben kein Gegensätze vermittelndes Fürstenhaus, nicht einmal eine eigentliche Hauptstadt.»* Er macht Vorschläge zu Überbrückung der Gegensätze, darunter die Übersetzung von Zeitungsartikeln und literarischen Werken aus den anderen Landesteilen.

Unsere romanischen Sprachen – Französisch, Italienisch, Bündnerromanisch – sind in Jahrtausenden auf einheimischem Boden gewachsen und in einem gewissen Sinne «bodenständiger» als das Deutsche.

Einige dieser Vorschläge wurden Jahrzente später verwirklicht, so die Übersetzung von literarischen Werken der viersprachigen Schweiz. Auf Initiative des heutigen «NZZ»-Redaktors *Max Frenkel*, damals Geschäftsführer der Stiftung für eidgenössische Zusammenarbeit in Solothurn, und Inlandredaktor *Hans Tschäni* vom «Tages-Anzeiger» entstand die CH-Reihe, die seit 1974 auf über hundert Titel angewachsen ist. Die Stiftungen Pro Helvetia und Ex Libris tragen die Kosten für die Übersetzungen, die nicht eine Konkurrenz zur privatwirtschaftlichen Verlagsproduktion sein wollen, sondern dort eingreifen, wo Übertragungen an den Kosten scheitern würden. Die Ausgaben, die auch durch Beiträge der Oertli-Stiftung und der Kantone verbilligt werden, verdienen grössere Beachtung.

Übersetzen: eine jahrtausendealte Tradition

Die CH-Reihe hat immerhin dazu beigetragen, die Arbeitsverhältnisse der Übersetzerinnen und Übersetzer in der Schweiz zu verbessern. 1988 wurde der Schweizerische Verband literarischer Übersetzer gegründet (der nun der Gruppe Olten angeschlossen ist). Im Einladungsschreiben zur Gründungsversammlung hiess es: *«Literarische Übersetzer arbeiten isoliert, ihre Interessen werden schlecht oder gar nicht vertreten, ihre Leistungen kaum anerkannt, sie werden miserabel bezahlt und häufiger kritisiert als gelobt.»* Die Arbeit des Übersetzens hat seither etwas an

Ansehen gewonnen. An der Universität Lausanne ist unter der Leitung des Germanistikprofessors *Walter Lenschen* ein Zentrum für literarische Übersetzung entstanden; eine internationale Jury mit Vertretern aus Frankreich, Deutschland und der Schweiz verteilt den *Prix lémanique de la traduction* jeweils an zwei Preisträger (deutsch-französisch, französisch-deutsch). (Weitere Hinweise dazu finden sich im Beitrag von Walter Lenschen in diesem «Dossier». Anmerkung der Redaktion.)

All diese Bemühungen können auf jahrtausendealte Traditionen zurückblicken. Die ältesten erhaltenen Übersetzungen reichen in das altbabylonische Reich des 3. Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung zurück. Um 400 v. Chr. entstand in Ägypten das legendäre Übersetzerhaus auf Pharos bei Alexandrien: zweiundsiebzig Gelehrte aus Jerusalem übersetzten abschnittsweise die ersten fünf Bücher des Alten Testaments, die Thora der Juden. Bis zur Vertreibung der Juden und Araber aus Spanien – im Jahr der Entdeckung Amerikas! – war Toledo als «Stadt der drei Religionen» mit seiner berühmten Übersetzerschule Zentrum des europäischen Geistes und der Wissenschaften, das dem Abendland die Erkenntnisse der griechisch-römischen Antike und des arabischen Kulturkreises vermittelte: Christliche Gelehrte aus ganz Europa übertrugen mit Hilfe spanischer Juden arabische Texte ins Lateinische.

Wichtige Meilensteine bildeten Bibelübersetzungen, von der lateinischen Vulgata des Kirchenvaters *Hieronymus* um 400 bis zu *Luther*, der im 16. Jahrhundert die Grundlagen für die neuhochdeutsche Schriftsprache schuf. Im 18. Jahrhundert waren die bedeutendsten Dichter, Philosophen und Philologen auch als Übersetzer tätig; ins Zentrum des Interesses rückten neben den antiken Autoren zunehmend die Klassiker der europäischen Literatur: *Schiller* übersetzte *Racine*, *Goethe* befasste sich mit *Benvenuto Cellini; Wieland, Schlegel* und *Tieck* übertrugen *Shakespeare*.

Martin Luther schrieb in seinem «Sendbrief vom Dolmetschen»: *«Ah, es ist dolmetzschen ja nicht eines iglichen Kunst; es gehöret dazu ein recht frum, treu, vleisig, forchtsam, Christlich, geleret, erfarn, geübet hertz.»*

Die Sprachzugehörigkeit wird immer wichtiger, und mit ihr die Verständigung zwischen den Sprachregionen.

Der gehörnte Moses

Jeder Übersetzer erkennt, dass sein Unterfangen schwierig, ja fast unmöglich ist. Luther verglich den Übersetzer auch mit dem Kuckuck, der die Töne der Nachtigall nachahmen möchte. Im Italienischen wird der Übersetzer zum Verräter: *traduttore-traditore*, und ein Spötter verglich Übersetzungen boshafterweise mit Frauen: *«Sind sie schön, so sind sie nicht treu, und sind sie treu, so sind sie nicht schön.»* Laut dem Philosophen *Martin Heidegger* sind nur Probleme der exakten Wissenschaften auf alle Weltsprachen übertragbar, denn, *«es wird nicht übersetzt, sondern dieselbe mathematische Sprache gesprochen.»* Und weiter: *«Sowenig man ein Gedicht übersetzen kann, kann man Denken übersetzen.»* Der Übersetzer muss das Unmögliche versuchen.

Auch den besten Übersetzern können folgenreiche Fehler unterlaufen. Dass Moses von *Michelangelo* in Rom oder jener auf dem Brunnen vor dem Berner Münster Hörner tragen muss, ist einem Übersetzungsfehler zuzuschreiben. Der Schutzpatron der Übersetzer, der heilige Hieronymus, und andere Bearbeiter deuteten ein hebräisches Wort, das «strahlend» bedeutet, als «gehörnt» und liessen einen hörnerbewehrten Moses mit den Gesetzestafeln vom Sinai hinabsteigen. Jahrhundertelang verewigten ihn Maler und Bildhauer in dieser seltsamen Aufmachung. Ein anderer Übersetzungsfehler entstellte Shakespeares «Hamlet» zum Dickwanst. Bei Schlegel und Tieck ist er *«fett und kurz von Atem»;* erst in unserer Zeit magerte der Dänenprinz ab, als man gewahrte, dass *fat* hier «schweissnass» heisst. Nun kann die Königin mit gutem Grund ihrem Sohn ein Tuch reichen.

Beispiele aus unserer Zeit wären viele zu finden. *Giovanni Orellis Festa del ringraziamento* (Eidgenössischer Bettag) wird zum «Erntedankfest», der *sergente-maggiore* zum «Feldwebel». Die Übersetzerin stammt aus Deutschland; sie hätte sich unbedingt mit den schweizerischen Verhältnissen vertraut machen müssen. Im «Match Valais-Judée» des Wallisers *Maurice Chappaz* werden «Fürst» und «Prinz» verwechselt, für die es im Französischen nur den Ausdruck *le prince* gibt (präziser ausgedrückt: *prince de sang* für «Prinz»

und *prince régnant* für «Fürst»). Der Fürstbischof, im Text als *prince épiscopal* bezeichnet, wird als «bischöflicher Prinz» zum Bischofssohn, den es jedenfalls für die Öffentlichkeit nicht geben konnte. Ich nenne diese Fehler nicht, um andere anzuprangern, dann jeder Übersetzer weiss: wie leicht kommt es zu einer falschen Überlegung!

Lust und Last

Die Mühen eines Übersetzers werden oft belohnt wie jene einer Bergbesteigung: Du entspannst dich; Wörter schweben herbei wie bunte Schmetterlinge; sie leuchten wie Blumen: du siehst sie und riechst sie, du gräbst nach Wurzeln. Du jubelst über gute Funde wie der Strahler, der im unwirtlichen Fels nach Quarz und Kristall sucht. Du siehst dich auf Bergmatten, horchst auf Satzmelodien, auf Ober- und Untertöne, fühlst Sprachrhythmen wie den eigenen Herzschlag, und manchmal glaubst du, vielleicht mitten in der Nacht, etwas zu spüren wie reine Gipfelluft.

Doch übersetzen ist auch harte Arbeit, Luther musste es wissen. Wort um Wort, Zeile um Zeile, Seite um Seite: der Übersetzer fährt seine Furchen, er beackert sein Feld – stundenlang, tagelang, nächtelang; er wendet Wortschollen, stockt, kehrt zwei- oder dreimal auf seine Spur zurück. Er ist allein, und doch spürt er bald Erdgeruch, bald rauhen Wind, stöhnt über Gestrüpp und Gestein, kämpft und sinkt ermüdet nieder. Wäre die Anspielung nicht zu vermessen, so würde ich den einsamen Kampf um das Wort vergleichen mit Jakobs nächtlichem Ringen mit dem Namenlosen: Kommt das Morgenrot, so sind wir selber verwandelt.

Der Übersetzer ist *l'interprête*: Dolmetscher, Deuter, Darsteller. Er verkörpert ein Rolle, er schlüpft in die Haut eines andern. Habe ich den Grundton eines Werks erfasst, so suche ich technische Schwierigkeiten, Knüppel und Knoten im Satzbau; nach einigen Seiten bin ich im Element und habe das Gefühl, ein anderer rede durch mich, sein Medium, das sich nicht sklavisch unterordnet, sondern aktiv mitdenkt. Denn soll eine Übersetzung nicht zum faden Abklatsch werden, so muss sie auch als eigenständige Schöpfung aus sich selber leben.

Nach einigen Seiten bin ich im Element und habe das Gefühl, ein anderer rede durch mich, sein Medium, das sich nicht sklavisch unterordnet, sondern aktiv mitdenkt.

Chessex und das Waadtland

Es gibt Wortspiele, die entweder erklärt oder umschrieben werden müssen. Im «Portrait des Vaudois» (Leben und Sterben im Waadtland) spielt *Jacques Chessex* mit den Wörtern *«veau»* (Kalb) und *«Vaud»* (Waadt):

«Gros-de-Vaud: le mot fait d'abord penser à un veau gras et fort broutant une prairie verte, au soleil, dans la plénitude d'un après-midi de coups de bise et de mouches tourbillonnant autour des naseaux roses et humides dans la chaleur. Vaud, veau, l'évidence rigoureuse de l'animal est nouée au poids du Canton; Gros-de-Vaud, le riche vocable ajoute à la bête une épaisseur noble, une ampleur, une vibration de lumière qui font fête aux pâturages et aux labours entre Echallens et Cugy. Saluons donc le veau vaudois!»

Ich versuche meist, auch eine freie Übersetzung möglichst knapp zu halten: sie soll nicht oder nicht wesentlich länger werden als das Original. Um Erklärungen einzuflechten, gestattete ich mir eine Ausnahme:

«Gros-de-Vaud: der Name lässt im Französischen an ein wohlgemästetes Kalb denken, das in einer grünen Matte weidet, in der prallen Sonne eines Nachmittags, an dem manchmal ein munteres Lüftlein weht und die Fliegen in der Hitze um die rosig-feuchten Nüstern zwirbeln. ‹Vaud› heisst Waadt, und ‹veau› heisst Kalb, die Wörter klingen gleich, und wenn man sie hört, sieht man schon das Kalb im Waadtland. Spricht man erst vom ‹Gros-de-Vaud›, so gibt das Wörtchen ‹gros› dem Jungtier eine edle Rundung und ein üppiges Wesen, und schillerndes Licht ergiesst sich über die Weiden und Äcker zwischen Echallens und Cugy. Grüssen wir also das Waadtländer Kalb.»

Lautmalerei, Reime und Rhythmen, Typographie

Man wird als Übersetzer oft wählen müssen, ob man dem wichtigsten Wortsinn, der Etymologie, dem Rhythmus oder der Lautmalerei den Vorzug geben will. Völlig deckungsgleiche und ähnlich klingende Wörter gibt es nicht. Lautmalerei verwendet Chessex beim Bildersturm in der Lausanner Kathedrale: *«Les statues s'écrasent avec fracas, les nefs résonnent tristement, les coups de marteau font des échos plus clairs dans le beau marbre et la pierre. Des flammes crépitent.»*

«Die Statuen sacken krachend zusammen, trauervoll dröhnen die wunden Gewölbe, Hammerschläge klirren auf Marmor und Stein. Flammen knistern.»

Reime und Rhythmen versuche ich zu übertragen, so in einer Bauernregel: *«Dès les premiers froids fais du lard! / Tue ton porc, n'attends pas trop tard.» «Kommt der Frost, so mache Speck / Stich die Sau und häng sie weg.»*

Reime und Rhythmen sind auch in Gedichten wichtig, die *Alice Rivaz* in «Comptez vos jours» (Bemesst die Zeit) als Zitate übernimmt, so in jenem von *Jean de Sponde* (1557–1595): *«Hélas! Contez vos jours: les jours qui sont passez / Sont déjà mort pour vous, ceux qui viennent encore / Mourront tous sur le point de leure naissante Aurore, / Et moitié de la vie est moitié du decez.»*

«O weh! Bemesst die Zeit: denn löst ein Tag sich ab, / So ist er tot für euch; und alle neuen Tage, / Die aus dem Dämmer nah'n, verkünden Todesklage, / Des Lebens Mitte, ach, ist halbwegs schon das Grab.»

Bei der jugendliche Rebellin *Amélie Plume* (Oui Emil Pour la vie, Ja Emil Ein Leben lang) versuche ich die besondere typographische Gestaltung wiederzugeben, was in einigen Abschnitten schwieriger war als in der folgenden Geburtsszene:

«Inspirez à fond LE GRAND SOUFFLE
C'est très bien Allez-y maintenant Poussez
POUSSEZ POUSSEZ POUSSEZ
POUSSEZ À FOND Encore ENCORE.»

«Tief einatmen FEST AUSATMEN
Gut so Und jetzt drauflos Pressen
PRESSEN PRESSEN PRESSEN
STARK PRESSEN Nochmal NOCHMAL.»

Eigenständig, doch nicht eigenmächtig

Gaston Cherpillod («Le Chêne brûlé», Die Gewittereiche) braucht grobe Ausdrücke der Gassensprache: *«Schnoddrigkeiten, Schimpfwörter, argotische Wendungen, Vulgäres und Obszönes»*, wie *Manfred Gsteiger* schrieb, daneben *«ein bastardisiertes Französisch mit schweizerdeutschen Einsprengseln:»* Der Übersetzer wird die unflätige Sprache wiedergeben; er geht eigenständig, doch nicht eigenmächtig vor; er übt keine Zensur aus, sondern vermittelt die Leitgedanken, die Botschaft, des Autors möglichst sinngetreu. Wohlmeinende Übersetzerinnen aus den «gebildeten Ständen» des letzten Jahrhunderts haben manchmal Werke verfälscht, weil sie vor groben «männlichen» Ausdrücken zurückschreckten.

Der Übersetzer geht eigenständig, doch nicht eigenmächtig vor; er übt keine Zensur aus, sondern vermittelt die Leitgedanken, die Botschaft, des Autors möglichst sinngetreu.

Bei von Frauen verfassten Romane dürften sich einem Mann weniger «Gewissensfragen» dieser Art stellen, auch wenn die Abschaffung der Männerwelt postuliert wird wie in «La Paix des ruches» (Der Bienenfriede) der frühen Feministin *Alice Rivaz:*

«Die Gesellschaft der Bienen ist älter und höher entwickelt als diejenige der Menschen. Wer weiss, ob nicht eine der Bedingungen für die Vervollkommnung die wohlüberlegte Ausschaltung der männlichen Spielverderber war.»

Der Übersetzer sollte möglichst viele Sprachregister beherrschen. Im «Portrait des Vaudois» verwendet Chessex eine erdverbundene Sprache, bei der ich Anklänge an *Gotthelf* fand. Im Roman «L'Ogre» (Der Kinderfresser) durften Gotthelfsche Helvetismen nicht zur Regel werden; bei der Einstimmung half mir die zerfallende Welt *Thomas Manns*, bei Cherpillod das Wörterbuch der französischen Gassensprache. Bei der Übertragung von «La Fraise noire» (Schwarze Erdbeeren) von *Corinna Bille* war es ein Leitfaden der Botanik: der Leser muss den Duft der Bergblumen atmen.

Deutsch und Französisch

Zum Schluss noch einmal ein Hinweis auf Unterschiede zwischen Ziel- und Ausgangssprache in Werken aus der Westschweiz. *«Ce qui n'est pas clair, n'est pas français»*, schrieb *Antoine de Rivarol* 1784 in seiner Preisschrift «De l'universalité de la langue française». Er führte die Klarheit der französischen Sprache auf ihre festgelegte Wortfolge zurück. Die freie Wortfolge des Deutschen ist jedoch bei der Übersetzung oft von Vorteil: gerade sie kann Klarheit schaffen. Französische Begriffe sind oft umfassender und abstrakter, deutsche enger und konkreter. Es scheint paradox: Französisch klingt oft klarer, weil es weniger präzis ist, und deutsch ist manchmal allzu deutlich, um klar zu wirken.

Die (historisch echte) Bittschrift der Räuber in *Richard Garzarollis* «Brigands du Jorat» (Die Räuber im Waadtland) aus der Zeit um 1700 weist darauf hin, dass

das Französische viel früher kodifiziert worden ist als das Deutsche: die Schrift ist in einem «modernen» Französisch abgefasst. Deutsch hat sich seither viel mehr verändert. Französisch war drei Jahrhunderte lang die Sprache der Oberschicht und der Gebildeten ganz Europas, der Königshöfe, der Salons, der Leute mit Musse, kurz: eine elitäre Sprache. Es erinnert an (leicht verkalkten) alten Adel.

Übersetzungen von Marcel Schwander

- Jacques Chessex: Leben und Sterben im Waadtland, Zürich 1974 (Neuauflage 1990); Der Kinderfresser, Zürich 1975; Mona, Zürich 1978; Bernsteinfarbene Augen, Zürich 1979; Die fünf Sinne, Lausanne 1983, Der Verworfene, Zürich 1989. Einige Werke erschienen auch als Fischer-Taschenbuch.
- Corinna Bille: Schwarze Erdbeeren, Zürich 1975 (ausserordentlich schöne Neuauflage mit Vignetten: Verlag Im Waldgut, Frauenfeld 1989)
- Alice Rivaz: Bemesst die Zeit und Der Bienenfriede, Zürich 1977 (Neuauflage als Taschenbuch bei Lenos-Verlag, Basel 1993)
- Georges Haldas: Alstadtchronik, Zürich 1977
- Catherine Colomb: Tagundnachtgleiche, Zürich 1978
- Gaston Cherpillod: Gewittereiche, Zürich 1978
- Richard Garaszrolli: Die Räuber im Waadtland, Zürich 1979
- Carla Belotti: Die Emigrantin, Zürich 1983
- Jean-Pierre Monnier: Erleichterung, Zürich 1985
- Henri Debluë: Die schwarzen Kirschen, Zürich 1993
- Amélie Plume: Ja Emil Ein Leben lang, Bern 1994 (in Vorbereitung).

Ramuz und Chessex

Nach *C. F. Ramuz* durchbricht nun Jacques Chessex die Fesseln des allzu geschliffenen, blutleeren Französisch und schreibt eine volksnahe, warme, blutvolle Sprache. Das Sprengen sprachlicher Fesseln scheint mir ein wichtiger Vorgang in der neueren Westschweizer Literatur zu sein: Die Romands verdienen mehr Aufmerksamkeit in der Deutschweiz.

Übersetzungen sind da, um Hindernisse in der Verständigung der Menschen und Völker zu überwinden. Unser Land braucht Sprachgrenzen, so wie Gipfel und Gräben zu ihm gehören. Doch Gipfel übersteigen, Gräben überbrücken, Grenzen überschreiten: das ist das Ziel der Übersetzungen; sie öffnen auch Türen und Fenster zur Welt. Die Mühen jedoch sollte der Leser nicht mehr spüren, wie Luther schrieb:

«Nu es verdeutscht und bereit ist, kans ein yeder lesen und meistern. Läufft einer ytzt mit den Augen durch drey, vier bletter und stost nicht einmal an, wird aber nicht gewar, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er ytzt überhin gehet wie über ein gehoffelt bret, da wir haben müssen schwitzen und uns engsten, ehe den wir solch wacken und klötze aus dem wege reümten...» ✦

MARCEL SCHWANDER

WALTER LENSCHEN, 1934 geboren, Dr. phil. in Göttingen, Assistent dort. Deutschlektor in Oslo, Professor für deutsche Sprache und ältere deutsche Literatur an der Universität Lausanne. Gründer und Leiter des «Centre de traduction littéraire de Lausanne» 1989.

DIE HEIMAT DES ÜBERSETZERS

Das Centre de traduction littéraire (CTL) in Lausanne unterstützt Literaturübersetzer in aller Welt bei ihrer einsamen Arbeit.

Welche Texte von *Albin Zollinger* sind ins Französische übersetzt? fragt eine Studentin aus Toulouse, die eine Doktorarbeit über Zollinger schreibt. – Wo gibt es einen Wettbewerb für junge Übersetzer? – Was bedeutet das Wort «salveni» im «Kannitverstan»? so die Anfrage eines Hebel-Übersetzers. Sehr berechtigte Frage, denn nur was verstanden worden ist, kann gut übersetzt werden. – Wie kann ich «Urbar», «Pfalzstift», «Zimelien», «Offizial» auf französisch wiedergeben? fragt aus Frankreich der Übersetzer eines österreichischen Klosterführers. – Welche deutsche Entsprechung habe ich, in einem Roman über die Kreuzzüge, für «truie»

(Sturmschirm, Sturmschild, Sturmwand) oder für «tambourin à cordes» (Schlagzither, Hackbrett) oder für «capel de fer» oder für dieses und jenes – Fragen dieser Art versucht das Centre de traduction littéraire de Lausanne, öfter mit Hilfe von Spezialisten aus anderen Fakultäten, so gut wie möglich zu beantworten. Hierin setzt sich eine seiner Gründungsideen fort: die Qualität von Übersetzungen im Moment ihres Entstehens zu fördern, das Kind gar nicht erst in den Brunnen fallen zu lassen.

Begegnung zwischen Schriftstellern und Übersetzern

In Gesprächen mit *Elmar Tophoven,* dem Gründer des Europäischen Übersetzer-Kollegiums in Straelen, und mit *Traugott König,* dem deutschen *Sartre*-Übersetzer, entstand vor Jahren der Plan, eine Plattform für Literaturübersetzen zu schaffen, und zwar – abweichend von Übersetzerhäusern in andern Ländern – im Umkreis einer Universität.

Ein «bilateraler» Übersetzerpreis Deutsch-Französisch und Französisch-Deutsch war bereits Mitte der achtziger Jahre in Lausanne begründet worden, mit ausschliesslich privater Finanzierung; 1989 entstand dann das CTL als (kleines) Institut, unterstützt von Universität und Stadt Lausanne und mit einer Starthilfe von Pro Helvetia.

Mehr als hundert Veranstaltungen zum literarischen Übersetzen haben bisher in diesem CTL stattgefunden, in Form von Vorträgen, Seminaren, Kongressen oder Begegnungen zwischen Schriftstellern und Übersetzern. Referentinnen und Referenten aus Finnland, China, Georgien, Holland, Russland, Italien, Spanien, Dänemark, Frankreich, England, Belgien, Bulgarien, Schweden, Österreich, Deutschland und vor allem aus der Schweiz haben vorgetragen und diskutiert. Die wechselseitige Förderung von Theorie und Praxis des Übersetzens bestimmt die Programmplanung. Anregungen, Kontakte, bibliographische Hinweise, Erfahrungsaustausch mit Kollegen aus dem In- und Ausland – dergleichen soll für die oft einsam arbeitenden Literaturübersetzer herausschauen. Da es bis jetzt keine Ausbildung für diesen Beruf gibt, scheinen berufsbegleitende Impulse und Informationen besonders am Platz. Aus solchen Erwägungen hat das CTL auch einen Fortbildungskurs für Literaturübersetzer veranstaltet, der jetzt gerade zu Ende geht. Theoretiker, Kritiker, Verleger, Juristen haben referiert, aber vor allem haben erfahrene Übersetzerinnen und Übersetzer mit den teilnehmenden Personen gearbeitet, an lyrischen, dramatischen und epischen Texten.

Da es bis jetzt keine Ausbildung für diesen Beruf gibt, scheinen berufsbegleitende Impulse und Informationen besonders am Platz.

Nicht aus dem (noch unabgeschlossenen) Fortbildungskurs, sondern aus einem früheren Seminar mit *Monique Laederach* seien hier einige Zeilen wiedergegeben, die die Faszination der Übersetzungstätigkeit andeuten mögen. Es handelt sich um drei Zeilen aus dem Gedicht «Freunde» von *Erika Burkart*:

und das Recht eines jeden,
Mit nicht zu wortenden Bildern
hineinzuragen ins Schweigen.

Einige französische Wiedergaben, von nichtprofessionellen Übersetzerinnen und Übersetzern:

et le droit de chacun
de se dresser,
en deçà de toute parole,
dans l'espace du silence.

oder

et au droit de chacun
de pénétrer l'inexprimé
au travers d'images muettes

oder

et au droit de chacun,
par des images non parolables,
de s'ériger dans le silence.

Forschen, Informieren, Übersetzen

Neben diesen ortsgebundenen Veranstaltungen beteiligt sich das CTL durch eine eigene Publikationsreihe an der internationalen Forschung und Diskussion zum Übersetzen; mehr als zwanzig verschiedene Broschüren sind inzwischen erschienen. Ein vollständiges Verzeichnis ist diesem Text beigefügt, deshalb seien hier nur einige Themen hervorgehoben (Preis der Broschüren zwischen 3 und 10 Franken). Da gibt es einen Vergleich zwischen der reichen französischen Wörterbuchlandschaft und der deutschen (Heft 3, *Franz-Josef Hausmann*); kommentierte Übersetzungsarbeit an Texten von *Marie-Claire Dewarrat,* Monique Laederach, *Corinna Bille, Robert Walser* (Heft 7, 8) oder *Stefan George, Else Lasker-Schüler*

und Erika Burkart (Heft 15). Da sind Essays zum Übersetzen von *Etienne Barilier* (Heft 9), *Christiaan Hart Nibbrig* (Heft 20), *Guy Jucquois* (Heft 12) und *Hartmut Köhler* (Heft 19). Übersetzen in China ist zweimal behandelt, einmal anlässlich aktueller chinesischer Bearbeitungen von Tintins fernöstlichen Abenteuern (Heft 11) und einmal in historischem Überblick, der fürs 3. und 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Übersetzungswerkstätten in China spricht, die auch heute noch Erstaunen erregen. Nicht weniger als neun Arbeitsschritte seien da, beim Übersetzen buddhistischer Texte, von neun verschiedenen Personen vollführt worden. Ein Hauptübersetzer konnte sich auf die Wort-für-Wort-Arbeit eines Helfers stützen; darauf folgte ein Erstkorrektor; auf diesen ein Kopist, dann ein Umschreiber, darauf ein Grammatiker, dann ein Zweitkorrektor. Position 8 und 9 wurden schliesslich vom Überprüfer, der lange und zu schwierige Sätze zu vereinfachen hatte, und vom Verbesserer eingenommen, der den Text «schöner» machte, ohne ihn inhaltlich zu verändern (Heft 18).

Einige andere Hefte widmen sich der Frage, wie ein übersetztes Werk einen Platz in der aufnehmenden Kultur sucht: War die deutsche Sprache in der unmittelbaren Nachkriegszeit vielleicht gar nicht imstande, Sartres Texte wiederzugeben? (Heft 2) Wie wären westschweizerische Comics ins Deutsche zu übersetzen, damit sie auch in der Deutschschweiz Erfolg haben können? (Heft 4) Und wie klingt das, was *Goethe* aus dem französischen «Roman de Renart» gemacht hat, nun wieder für französische Ohren? (Heft 21)

Schliesslich, neben einer alle vier Landessprachenumfassenden Bibliographie zu übersetzer Literatur in der Schweiz (Heft 10) noch die Kolloquien-Bände: *Georges Haldas* und seine Übersetzer ins Deutsche, Englische, Griechische und ins Portugiesische (Heft 5); *Gottfried Kellers* Werke mit ihrer sehr uneinheitlichen Rezeption im Englischen oder im Französischen: Während die grossen Romane enorm verspätet übersetzt wurden, fand sich z. B. «Romeo und Julia auf dem Dorfe» achtmal im Englischen wieder (Heft 13); *Shakespeare, Ostrovskij* und Robert Walser französisch auf der Bühne (Heft 16); *Walter Benjamin* (erscheint demnächst bei Suhrkamp); Robert Walser und seine Übersetzer (erscheint demnächst in Zusammenarbeit mit Peter Lang). Auch italienisch-französische Übersetzungsfragen sind, in Zusammenarbeit mit Fachkollegen, behandelt, ein Heft zu *Dante, Boccaccio, Tasso* und *Buzzati* liegt vor (Heft 14), ein weiteres wird demnächst erscheinen.

Um dem Mangel an Informationen zur Übersetzungstätigkeit in der Schweiz ein

Publikationsliste des CTL (Broschüren)

Traugott König: Traduire Sartre en allemand. No 2
F. J. Hausmann: Les dictionnaires en France et en Allemagne. Comparaison de deux paysages lexicographiques dans l'optique du traducteur. No 3
Alexander Schwarz: Comics übersetzen – besonders ins Deutsche und besonders in der Schweiz. No 4
Georges Haldas et ses traducteurs. Recueil des exposés du Colloque tenu à l'Université de Lausanne en juin 1989, reproduction intégrale des conférences des traducteurs et théoriciens (Walter Lenschen, Doris Jakubec, Jean-Luc Seylaz, François Debluë, Philippe Mudry, Giorgio P. Sozzi, Elisabeth Dütsch, Marcel Schwander, Thomas Parisis, Michel Paquié et Marcos Gonçalves). No 5
Cinq auteurs contemporains traduits pour les Journées littéraires de Soleure 1990: François Debluë, Claude Delarue, Anne-Lise Grobéty et Sylviane Roche. No 6
Yla Margrit von Dach (éd.): Le miroir aux traducteurs oder wie würden sie das übersetzen? Eine Übersetzungswerkstatt am CTL, un atelier de traduction au CTL: Corinna Bille Parabole et Robert Walser Der Spiegel. No 7
W. Lenschen (éd.): Deuxième Prix lémanique de la traduction littéraire 1988, Philippe Jaccottet et Elmar Tophoven. No spécial
W. Lenschen: Übersetzung und Wissenschaft im Dialog. Zur Übertragung von zwei Romanen aus der französischen Schweiz. Lausanne 1991. No 8
Etienne Barilier: Les belles fidèles, Petit essai sur la traduction. No 9
Barbara Tscharner: Bibliographie zur Übersetzung Schweizerischer Literatur. No 10
Thomas Lahusen: Le retour de Tintin en Chine, Culture populaire et réalisme socialiste. Lausanne 1991. No 11
Guy Jucquois: Pour une typologie de la traductibilité. No 12
Traduire Keller/Keller Übersetzen. 7 Beiträge zum Lausanner Kolloquium 1990: J. Cornuz, J.-J. Lagrange, O. Lorenz, M. Plümer, B. Reifenberg, H. Turk, Ch. Uldry-Piccand. Ed.: W. Lenschen. No 13
Traduire les classiques italiens. Dante, Boccaccio, Tasso, Buzzati. Par Mme C. Guimbard, MM Dragonetti, Gardair et Livi. Préface: A. Stäuble. No 14
Monique Laederach: Traduire la poésie. Notes sur un séminaire au CTL. No 15
Traduire le théâtre. Colloque CTL. No 16
Käthe Henschelmann: Zur Beschreibung und Klassifizierung von Übersetzungsverfahren. No 17
Gui Qianyuan: Übersetzen in China. No 18
Walter Lenschen (éd.): Troisième remise du prix lémanique de la traduction littéraire 1991. No spécial
Hartmut Köhler: Was aber bleibet... nach dem Übersetzen? No 19
Christiaan Hart Nibbrig: Metapher: Übersetzung. No 20
Johann Wolfgang Goethe; Jean Malaplate: Le Roman de Reineke edité par Alexander Schwarz. No 21

wenig abzuhelfen, hat das CTL letzthin ein Forschungsprojekt begonnen, das vom Nationalfonds unterstützt wird. Es wird danach gefragt, wer in der Westschweiz wann welches Werk aus der deutschen Schweiz übersetzt hat, wie viele Jahre seit dem Erscheinen des Originals vergangen waren, welche Verlage beteiligt waren usw. Daraus sollen die Intensität des Übersetzungsverkehrs, die Rolle, die neben der Publikation in Buchform auch Zeitschriften hier gespielt haben, aber auch die Vielzahl der übersetzenden Personen ablesbar werden, und an Fallstudien werden die Charakteristika solcher älterer Übersetzungen untersucht. Diese Forschungen sind zur Zeit noch nicht publiziert, deshalb soll ihnen hier nicht vorgegriffen werden.

Da heute immer deutlicher wird, dass Übersetzungsstrategien mit unserem Verhältnis zum Fremden und zum Eigenen zu tun haben, dürfen auch Beiträge zu dieser Diskussion erwartet werden. ✦

WALTER LENSCHEN

HANNI TARSIS-DORMANN, geboren 1942, Übersetzerin und Dolmetscherin, Witwe des 1983 verstorbenen russischen Schriftstellers Valerij Tarsis, lebt in Gümligen bei Bern.

DIE VERGESSENEN DICHTER

Für die schreibenden russischen Bürgerrechtler der siebziger und achtziger Jahre interessiert sich heute kein Verlag in Russland. Zu Unrecht, wie der Text «Manuskripte brennen nicht» von Eduard Moltschanow zeigt. Seine Übersetzerin, Hanni Tarsis-Dormann, stellt den Autor vor.

«Du musst kein Dichter sein, jedoch/Bürger zu sein bist du verpflichtet» – die klassischen Zeilen von *Nikolaj Nekrassow* (1821–1878) fallen einem ein. Die innere Freiheit als andere Seite dieser Medaille – der staatsbürgerlichen Verantwortung – hat *Eduard Moltschanow* zum «politischen» Einsatz geradezu gezwungen, um ein normales, konstruktives Dasein für die noch amorphe künftige Gesellschaft zu erobern zu suchen, der Realpolitik stets um ein, zwei, drei Schritte voraus mit seinen brillanten Artikeln, welche Zusammenhänge und Grundsätze anschaulich machten, wo andere sich in marginalen Diskussionen verloren. So kam er in den letzten Jahren nicht mehr zum «eigenen» Schreiben. Dabei *ist* Eduard Moltschanow ein Dichter, hat zwischen 1968 und 1984 anderthalb Dutzend Texte geschrieben, an die 150 Seiten, und bis 1988 vielleicht doppelt soviel an seinem (noch unvollendeten) Roman.

Texte, sage ich, weil «Erzählungen» zu kurz greift, zu hausbacken klingt, falsche Erwartungen weckt. *«Streichen Sie ‹Schriftsteller›»*, sagte er, als ich ihm die biographische Notiz unterbreitete. *«Es war bloss meine Methode, gedankliche Lasten loszuwerden. Wer bei analytischer Veranlagung Information verarbeitet, wird leicht als ‹gescheit› betrachtet...»* Und sozusagen in Klammern: *«Allerdings hatte ich schon als Mittelschüler entschieden, dass ich schreiben würde.»*

Schreiben muss man jeden Tag, sagt er, es ist wie mit dem Geigenspiel. Man schärft die Empfindsamkeit, man reinigt sie dabei. Schreiben: *«Nicht irgendwas ausdenken oder erfinden, sondern irgendwohin versinken – und dort aufschreiben.»*

Moltschanow gestaltet *«den Zeitgenossen, der noch Reste von Sittlichkeit besitzt, aber im sowjetisch-russischen Umfeld lebt».* («Aber»: die kommunistisch geprägte Wirklichkeit ist der Inbegriff dessen, was die Ethik, das Gute, das Leben zerstört.) *«Einerseits findet er sich mit der Umwelt ab, arrangiert sich darin, anderseits gelingt es ihm doch nicht. Der innere Konflikt kommt in seiner äusseren Welt zum Ausdruck, wobei die innere Welt jeweils viel reicher ist; entschieden wird der Kampf mit dem unannehmbaren System im Innern. Scheinbar schwankt der Held in seiner Wahl der ethischen Ordnung, er tut sich schwer damit, und nur für die anderen ist die Haltung des Helden einsichtig; er selber ist sich meist nicht bewusst, dass er dem System widerstanden hat.»*

Dies kommt bedrückend zum Ausdruck im Text «Die verlorene Freiheit». Aufgefordert, im lokalen Fundbüro seine Freiheit zu behändigen, vergisst der Held sie doch tatsächlich auf dem Heimweg in der Strassenbahn, wo er sie an einen Haken gehängt hat, von neuem. In «Schwarzweiss, Weissschwarz» gelangt der Held durch Opferbereitschaft zur Befreiung, die ihn auflöst. Jedoch: *«Heldentum gibt es im Leben nicht, das ist Unsinn.»* Ein Bild, ein Symbol, eine Metapher, die übrigens selten ausgebreitet werden, machen das System erlebbar, das Leiden daran nachvollziehbar. *«Wenn man lebt, schreibt man auch, einfach weil man ständig in dieser Welt lebt; nichts ist aus dem Kopf konstruiert.»*

Sind «Die bucklige Erde» (1979) und «Hungrige Zeit in nicht farblosem Raum. Zur Entstehung der Farbenblindheit» (1983), wo der Icherzähler beide Male zunächst ein kleiner hungriger Junge ist und u.a. krass mit dem Tod konfrontiert wird, autobiographisch? Moltschanow selber verbindet seine Kindheit nicht mit Erinnerungen an Schlimmes. Sein Held realisiert, dass er im Konflikt mit der Wirklichkeit verdorben worden ist, und ihm tut der unbelastete Junge von damals leid. Lebenszeichen: Das Gewissen verrichtet noch seinen Dienst, lässt sich folgern.

«Schwarzweiss, Weissschwarz», «Rekonstruktion eines Vorfalls» und «Landequai (Die Bechterewsche Krankheit)» zum Beispiel berichten beklemmende Erfahrungen von Lebensbedrohung in surrealistischen Welten. Nicht erdacht, sondern gesehen. Das Entscheidende ist, dass diese Berichte wahr sind. Und darum notwendig. Auch der Übersetzer ist zunächst Leser. In Moltschanows Texten treten mir Menschen entgegen, die in der sowjetischen Umgebung «noch» atmen, trotz allem zu atmen und zu sein wagen – oft ganz unreflektiert und vom Autor durchaus auch karikiert. Das – gewissermassen internationale – Klischee vom Teekessel, der nie kocht, während man dabeisteht: Jawohl, sagt der Verfasser gleichsam, wir sind nicht mal originell. Wir leben in einem Gemisch von russischem Volksaberglauben und eingetrichterten sowjetischen Verhaltensnormen und weltweiten Werten der Bildung. Wir möchten Menschen sein; wir sind auch Menschen, havarierte zwar.

Die Herausforderung dieser so anderen Stimme, die unter ganz unterschiedlichen Gesichtswinkeln – vom Trolleybuspassagier ohne Kleingeld über Träume vom Fliegen oder vom Todesurteil bis zu surrealistischen Verhängnisbildern – stets unverkennbar vom Dasein der Sowjetmenschen spricht. Zwischen 200 und 300 Millionen. Eine eigene Stimme.

Aber jetzt, da Russland nicht mehr kommunistisch ist... Der Einwand ist ungerechtfertigt. Die Menschen sind noch stark von der jahrzehntelangen Beeinflussen geprägt. Sogar die Systemgegner. Aber die Jugend? In Russland sind die Kindergärtnerinnen, die Lehrer und Professoren nicht ausgewechselt worden, wie wollte man auch; und neue Lehrmittel sind erst teilweise im Kommen. Das Rechtsbewusstsein scheint in der zweiten Hälfte 1994 wieder zu regredieren... Moltschanows Texte können, gerade weil sie nicht zu belehren suchen, den unmittelbar Betroffenen zur Standortbestimmung verhelfen, zum Erwachen, zum Begreifen, und uns mittelbar Betroffene zum Verstehen der postsowjetischen Wirklichkeit. Und auch anderweitiger Grenzen.

Was ist denn bisher veröffentlicht worden von Moltschanows (nichtjournalistischem) Schaffen? Er selber hat nichts unternommen, nicht versucht, bei Redaktionen und Verlagen vorzusprechen. Bis vor kurzem noch gehörten sie zum System. Und heute fragen sie, was die ausgepowerte Mehrheit und die neureiche Minderheit lesen. – Über sich selber und seine Nachbarn liest doch jeder gern!

Der Autor sehnt sich danach, nicht mehr *«Bürger sein zu müssen»*, sondern zum Schreiben zurückzukehren. *Dostojewskij, Lermontow, Bulgakow* sind seine Lieblingsdichter, also die *«weniger europäischen»*, deren Helden – wie jene Moltschanows – mit angeschlagener Persönlichkeit, mit *«zerrissenem Bewusstsein»* gegenüber sich selber schonungslos sein können. Ob er den Roman beenden wird, jetzt, da eine andere Absurdität die frühere abgelöst hat, weiss er noch nicht. Weil es weiterhin ein Leben in Zerrissenheit ist, das er weiterhin unwillkürlich verarbeitet und verdichtet, wird er sich jedenfalls auch als aktiver Schriftsteller nicht im Elfenbeinturm einspinnen. ✦

HANNI TARSIS-DORMANN

Eduard Dmitriewitsch Moltschanow, geboren 1938 im Fernen Osten (Chabarowsker Region); aufgewachsen in der Ukraine; seit dem Studium der Philologie und russischen Literatur an der Moskauer Staatsuniversität wohnhaft in Moskau. Die Arbeit als Redaktor in verschiedenen Verlagen brach Moltschanow bewusst ab, um seine innere Unabhängigkeit zu wahren, und schlug sich dann über Jahre mit Gelegenheitsjobs durch (als Feuerwehrmann, Holzfäller und Flösser, Elektriker, auf geologischen Expeditionen ...). Aktiv in der Bürgerrechtsbewegung und deshalb mit Untersuchungshaft und -richtern vertraut, Samisdat-Autor und Herausgeber der Samisdatpublikation Pojedinok (Duell). Mai 1988: Mitbegründer des Demokratitscheskij Sojus (DS, Demokratischer Bund), der als Instrument zur Offenlegung des Systemgeschwürs und zur demokratischen Einwirkung konzipiert war. Oktober 1988 bis Ende 1991 erschien unter Moltschanows Schriftleitung die DS-Wochenzeitung «Swobodnoje Slowo» (Freies Wort).

Eduard Moltschanow

Manuskripte brennen nicht

Manuskripte brennen nicht. Ich habe mich anhand meiner eigenen Werke davon überzeugt.

Das Schreiben fällt mir schwer. Vielleicht weil ich ungern schreibe. Aber einem widersprüchlichen Pflichtgefühl folgend, tue ich mir Gewalt an und entreisse den Tiefen des intellektuellen Gepäcks, das sich über die Jahre trübsehnsüchtigen Schweigens in der betäubenden Atmosphäre falscher Fanfaren und künstlichen Applauses in mir angesammelt hat, – entreisse ihnen in Schaffenskrämpfen Wörter, um den Druck dieser Last zu vermindern und auf das Alter hin endlich Seelenfrieden zu gewinnen. Das Schreiben fällt mir auch deshalb schwer, weil ich bei dieser Betätigung, die ich von Zeit zu Zeit aufnehme, abgelenkt bin durch die Sorgen des ungeordneten Alltags und hauptsächlich durch die seltsamen Beziehungen zu den Menschen, die Gutes in Böses verwandeln – es gibt eine Art von Menschen, die es nicht ertragen können, wenn andere in ihrer Nähe Gutes tun, weil in dessen Licht die Undurchsichtigkeit ihrer Seelen hervortritt. Das Schreiben aber erfordert stetige Zielgerichtetheit, stetiges Verweilen beim Bild, ein liebendes Erregtsein – jenen Zustand, da man spürt, wie im Gaumen der Atem im Rhythmus mit der Inspiration aus einer ungekannten Quelle geht, vielleicht im Rhythmus mit dem Atem Gottes selbst, der hinter deinem Rücken steht und leise deinen Arm anstösst, und deine Hand gleitet ungeduldig übers Papier, beeilt sich, keines der zu rasch aufeinander daherspringenden Wörter zu verpassen, die das befruchtete Denken gebiert, dessen bereits ununterbrochene Wehen im Erwarten eines geliebten Sprösslings das eigene Sein und den Bestand der Welt verschwinden lassen, jedenfalls dieser Welt. Schaffen ist der klinische Tod, dessen man sich post factum bewusst wird, durch Müdigkeit reanimiert. In der schlaffen Hand fühlst du noch die Schwere des überflüssig gewordenen Hammers, mit dem du den letzten Nagel in den Sarg getrieben hast zur Bestattung deines vollblütigen Kindes, das zur Unzeit geboren wurde – es hätte in der klangvergifteten Atmosphäre nicht überleben können und hätte, wäre es nicht von dir bestattet worden, auch seinen Schöpfer ins Grab gezogen. Aber sogar ein Zimmermann, und sei er ein noch so geschickter Meister, schlägt sich bei der Arbeit an einem Sarg die aus der Übung gekommenen Finger blutig, wenn er in der Woche nur einen Nagel einschlägt. So ist die Form nicht zu giessen, die des Bildes würdig wäre, in das man sich diskret eingelebt hat.

An jenem Abend aber beschränkte ich die Welt auf den Nimbus der Tischlampe, hielt den Hammer fest in der Hand und klopfte aus aller Kraft auf meinen Gedanken herum, bis ich deren letzten, der mir an jenem Abend beschieden war, aufs Papier genagelt hatte. Etwas benommen lehnte ich mich im Sessel zurück und blickte über die Hobelbank: kreuz und quer besät mit Spänen voll Ornamente meiner kleinen, krakeligen Handschrift, voll Verweiszeichen, eingekreisten Nummern und Pfeilen, die an ideografische Kultschriften der Odschibwa-Indianer gemahnten – das anschauliche Abbild des Fieberdurcheinanders in meinem entzündeten Kopf, Opfer eines Anflugs von Schreibleidenschaft, der sich allenfalls mit dem Zustand eines Schamanen in selbstregulierender Ekstase vergleichen lässt. Es waren eine Menge Blätter-Späne, lebend abgehobelt von den rauhen Schalbrettern um meine fühllos gewordene Seele. Erst feile ich noch mit der Redaktorfeder daran herum und zimmere dann ein prächtiges Särglein für das noch ungeborene Kind, erspare uns den Ritus von Taufe und Brautschau, um dem erwähnten Risiko zu entgehen, dass sein unstillbares Babygeschrei voll Angst vor dem Leben meine Aufmerksamkeit heischt. Doch dies geschieht später, in einer Woche oder zwei, wenn die Emotionen der Geburt sich gelegt haben, der Bauch wieder flach ist und ich aus der Maternité hinter den Wolken wohlbehalten auf die Erde zurückkehre, um mich prosaisch an die Schreibmaschine zu setzen und die heiligen Schriftzeichen der

Odschibwa in gerade slawische Schrift zu übertragen, die sich zur Bearbeitung mit Schmirgelpapier besser eignet. Vorderhand... Vorderhand muss ich die über den Tisch verstreuten Blätter und Zettel sammeln, mit Rotstift numerieren, auseinandergerissene Enden und Anfänge verbinden, um mich selber nach einer Weile noch lesen zu können. Ich ging an die Arbeit, wollte mich ihrer möglichst rasch entledigen und die aus mir hervorgebrachten, nun fremd gewordenen konservierten papierenen Gedanken erst einmal irgendwo verstauen. Aber mit Seite 12 blieb ich stecken. Sie wollte mit keinem der noch vor mir liegenden Blätter zusammenpassen. Die dreizehnte Seite hatte sich irgendwohin verflüchtigt. Zwanzigmal ging ich alle Zettel durch. Vergeblich – zwischen der zwölften und der hypothetischen vierzehnten Seite war eine Sinnlücke, und dieses Vakuum füllte nichts von dem, was ich vorhin als Hobelspäne beschrieb. Da wandte ich mich wieder der Seite 14 zu, und mein Bleistift eilte ohne Verzögerungen bis zum Schluss durch. Es blieb kein überflüssiger Span. Verunsichert blätterte ich alle Bücher auf dem Tisch durch, sah unter dem Tisch nach, tastete den Sessel ab – nichts: das Blatt, das für die laufende Zahl des Teufelsdutzends vorgesehen war, hatte gleichsam der Teufel verschluckt. Es wird mir nicht gelingen, das wiederherzustellen, ich kenne mich: Gedanken, die ich einmal abgepflückt und auf dem Papier flachgedrückt habe, blühen nicht erneut in meinem Kopf auf, wie sehr das Herz sie auch mit Bedauern düngt. Ja, ich begann die geschriebenen Seiten zu bedauern, gegenüber denen ich eben erst Entfremdung empfunden hatte. Ohne die vermisste Seite kam mein Werk um – mein Kind, noch ohne einen Atemzug getan zu haben, war im Schoss des vom Pech verfolgten Erzeugers erstickt, war eine Totgeburt.

Niedergeschlagen ging ich, um mich zu beruhigen, in die Küche und setzte den Teekessel auf, der sich durch seinen nichtsnutzigen Charakter hervortut: Er kocht augenblicklich, man braucht nur einen Moment wegzugehen, um die unterbrochene Arbeit zu beenden, und dann kann man Lauge trinken; ein andermal aber, wenn man in Bittstellerpose danebensteht und ungeduldig von einem Fuss auf den andern tritt, mokiert er sich über solche Ungeduld, täuscht mit spöttischem Summen Siedegeräusche vor, und du musst dann hundertmal seinen Deckel heben, nur um dich zu überzeugen, dass er in den nächsten hundert Jahren nicht zu kochen gedenkt, und endgültig verärgert kehrst du den Meister heraus und giessest das warme Wasser an. Und trinkst fluchend jene Brühe mit weissen Schaumfetzen obenauf. Auch diesmal lärmte er frech und höhnisch, während ich böse auf seinen Deckel starrte, als müsste darauf die Antwort erscheinen, wohin die unselige Seite entschlüpft war. Leise fluchend blies ich den Schaum zur Seite und degustierte am befreiten Rand mit spitzen Lippen den verlorenen Tee-Goût. «Teufel, Teufel, spiel damit und gib mir's dann zurück», fiel mir plötzlich ein Vers zu Kinderverlusten ein. Und der Tee entwickelte trotz der Technik seiner Zubereitung unverhofft Geschmack, und im Einatmen des delikaten, in Plantagen Ceylons und Indiens gezüchteten Aromas überwand ich die Ärgerlichkeit, die, wie ich beobachtete, in letzter Zeit greisenhaft wurde. «Also soll es denn halt sein», rang ich mich zu einem Schluss durch und stellte mir vor, dass ich an der Lücke mein Talent schleifen würde.

Mit wiedergewonnenem seelischem Gleichgewicht kehrte ich ins Zimmer zum unvollständigen Kind zurück und vernahm, meinen Ohren nicht trauend, sein Quäken. Der Ton kam aus der Richtung des Enzyklopädischen Wörterbuchs der Gebrüder Granat, unter dessen gewichtigem Band hervor ein Fragment meines flachshaarig-sommersprossigen Geschöpfs mir entgegenlugte. Um es vor dem Ersticken zu retten, hob ich das Wörterbuch an – darunter lag tatsächlich das noch nicht mit Rotstift registrierte fehlende Blatt. «Aber ich habe dieses Buch doch zwanzigmal aufgehoben!» räsonnierte ich, indes, den Gedanken verdrängte das neu auf mich einstürmende Gefühl der Liebe, und mir wurde meine eben noch zur Schau gestellte Gleichgültigkeit suspekt. «Alle Eltern sind für ihre Kinder voreingenommen», rechtfertigte ich meine väterliche Zuneigung, die mich durch kleinlichen Ehrgeiz betrübte, derweil die Hand liebevoll eine rote 13 malte und mit einem Kreis umgab.

Eine Woche oder zwei später, als die Erinnerung an die Empfängnis, das Austragen und die mühsame Entbindung mich nur bedrückte und ich meines Kindes vollends überdrüssig war, brachte ich es ums Leben, die Schreibmaschine als Folterwerkzeug,

und nach dem Ritual der Waschung begrub ich es im Sarg des Tisches, auf dem Friedhof meiner geistigen Sprösslinge.

Ein Jahr darauf traf mich eine Katastrophe – ich beschloss, die Wohnung zu renovieren. Ja, es war gerade um ein Jahr danach, ich vergewisserte mich später anhand des Datums auf dem Grabstein, den ich wie stets bei meinen unehelichen Kindern als Nachwort gesetzt hatte. Die Wände sollten neue Tapeten erhalten, und ich rückte alle Möbel in die Zimmermitte. Als ich den Schreibtisch wegschob, schwebte ein Blatt Papier zu meinen Füssen nieder, das offenbar zwischen ihm und der Wand eingeklemmt gewesen war. Mechanisch hob ich es auf und las mich in die nervösen Krakel meiner Handschrift. Nicht sogleich begriff ich, dass dies eben jene geheimnisvoll verschwundene und ebenso geheimnisvoll wieder aufgefundene Seite war, nicht sogleich, weil auf ihr keine laufende Zahl stand, noch das liebevolle Kreislein darum herum. Verständnislos sah ich auf den vergilbten, staubigen Zettel – ein zu Asche gewordenes Rückgrat, das einstmals gelungen die Teile eines Organismus zusammengehalten hatte, dessen sterbliche Überreste zuverlässig in einem der Särge des Schreibtisches ruhten. «Es ist doch aber ganz, mit allen seinen Gliedern, am Vermodern!» durchzuckte es mich, und ob diesem Zucken fühlte ich mich beinahe im Empfangsraum einer psychiatrischen Anstalt. Bevor ich durchdrehte, öffnete ich mit zitternden Händen den Sarg und holte aus dem Schreibtischarchiv das seinerzeit Geschaffene hervor. Zwischen den Seiten 12 und 14, die akkurat mit Rotstift markiert waren, glänzte eine Lücke. Die dreizehnte Seite mit dem klar erinnerlichen Kreis war wie nie vorhanden gewesen. Ich weiss nicht, ob ich mehr erschrocken wäre, wenn sie sich dort befunden hätte. Doch sie, vom Waisendasein in der Ritze ganz brüchig und kränklich vom Staub, der sich in ihre zeitgebleichte Glätte gefressen hatte, lag einsam auf dem Tisch, den verwirrten Händen unter der Stabführung des Herzens entglitten. Auf natürliche Weise geboren und verloren, war sie nun zum Vorschein gekommen, während jene, die von jemandem als Double der richtigen untergeschoben worden war, sich verflüchtigt hatte. «Von wem bloss?» fragte ich Unbekannt und erhielt keine Antwort. Danach fiel mir plötzlich ein, dass Manuskripte nicht brennen...

Manuskripte brennen nicht, versinken nicht, man kann sie auch in kunstvoll und meisterhaft gefertigten Särgen nicht auf ewig begraben. Sie sind eine Emanation des menschlichen Geistes, und der Geist, der dem Körper lebendiges Leben einhaucht, ist nicht zu vernichten. Die heutige Epoche verneint diese Überzeugung unserer Vorfahren, hat sie durch den Begriff der Energie ersetzt, doch vermag sie diese auch nicht zu etwas Endlichem zu machen, ist sie doch die Gefangene ihrer eigenen Wissenschaft, aus der, man mag sich wenden, wie man will, das Gesetz von der Erhaltung der Energie folgt. Die Wissenschaft ist nicht imstande, Energie zu vernichten, nicht einmal dadurch, dass sie deren eine Form in eine andere verwandelt, das heisst, sie aus einem vollen Gefäss in ein leeres schüttet – sie bleibt bestehen, im Gegensatz zu dieser Epoche, die ebenso sterblich ist wie alle vorausgegangenen, die in aller Form ihre Unsterblichkeit kanonisiert hatten. Ob es nun Energie ist oder Geist, jedenfalls behaupten wir, die wir mittels ihrer beziehungsweise mittels seiner zu lebendigen Wesen organisiert sind, unsere Unsterblichkeit in Manuskripten oder Hockern, und mit den da hineingelegten Gedanken entfalten wir jenes geistige Wesen, das nach dem Verlassen unserer verweslichen Körper in uns selber lebendig bleibt, umgegossen in ein leeres Gefäss mit unserem Bewusstsein und unserer Erfahrung, die der Schaffensprozess vereint. Im Sterben werden wir geboren, um immer, überall und in allem zu leben. Wir werden dank unseren Erzeugnissen und Manuskripten geboren, die wir einer Rückadresse diktieren mögen, wenn jemand sehr angelegentlich sie lesen möchte, die verbrannt waren, als sie noch Gefangene des wissenschaftlich erklärten Körpers waren. Darin liegt ein grosses Geheimnis, dessen Empfindung wir stets in uns tragen und dank dem wir Sterblichen intuitiv unsere Unsterblichkeit im Dunkel der Wissenschaft mit uns schleppen bis zum Punkt der Geburt aus dem Tod, um endlich die Antwort auf die rhetorische Frage «Was ist der Sinn des Lebens?» zu erhalten. Wir leugnen es und wissen es nichtsdestoweniger, dieses Geheimnis, sonst gäbe es keinen Sinn, sonst würden wir keinen Tag länger, keine Stunde, keine Minute länger leben wollen. Was würde uns in den Raum ziehen, den uns dieser Tag,

Die Redaktion der «Schweizer Monatshefte» dankt Eduard Moltschanow, Moskau, für die Genehmigung, seinen Text «Manuskripte brennen nicht» zu publizieren. Sie dankt ferner Frau Hanni Tarsis-Dormann für die Übersetzung aus dem Russischen und die Einführung.

die Stunde, die Minute entfaltet, wäre nicht verwirklichte Hoffnung? Andernfalls ist nur Sinnlosigkeit der Wiederholung von Epochen und Schicksalen, das heisst, der Lüge. Des durch den Tod verneinten Lebens.

Wenn Manuskripte brennten, stürbe der Mensch unwiederbringlich. Dies bedeutete, dass das Gesetz von der Erhaltung der Energie unzutreffend ist, dass die Energie sich erschöpfen kann, und folglich, dass es kein Leben geben kann. Aber Leben gibt es ja doch... ✦

Januar 1984

Vom Januar 1992 an investierte Eduard Moltschanow seine Erfahrung in die Vorbereitung und Organisation einer neuen Wochenzeitung, mit der die demokratische Opposition zum Aufbau einer «Staatsbürger-Gesellschaft» beitragen wollte. Im neugegründeten Verlag «Literatura i Politika», dessen Leitung Moltschanow übernahm, gab er im August 1992 mit Jurij Burtin den Sammelband «Ein Jahr nach dem August (1991) – Bitterkeit und Wahl» heraus. Weitere Publikationen: «Unter Schwerterklang» (Pogodins Fassung der Mythologie des mittelalterlichen Europa); «Moskauer Legenden»; «Brevier für Demokratie»; «Die (Nomenklatura-) Revanche – Wie RF-Politika es sieht», u.a.m.

C. John Hurst ist in South Wales, Grossbritannien, geboren und aufgewachsen. Seit 34 Jahren lebt er in der Schweiz und war nach Studien in Frankreich, Grossbritannien und in der Schweiz in verschiedenen Branchen tätig. Seit 1974 leitet er ein eigenes Übersetzungsbüro, «Hurst & Freelancers». Daneben ist er im Journalismus und in der Öffentlichkeitsarbeit tätig und schreibt auch Musiklyrik und literarische Texte in englischer Sprache, für die ihm schon verschiedene Preise verliehen worden sind.

Übersetzen – zwischen Kunst und Kommerz

Übersetzen ist eine anspruchsvolle Aufgabe, die sogar im Bereich der Alltagsprosa voller Herausforderungen und auch Überraschungen stecken kann. John Hurst leitet seit 20 Jahren in Zürich ein Übersetzungsbüro und ist von seinem Beruf, den kein Computer vollwertig ersetzen kann, immer wieder fasziniert. Mit ihm sprach Robert Nef.

Das Übersetzen ist eine besonders anspruchsvolle Art der Kommunikation, da es nicht nur das normale Risiko des Missverständnisses zwischen einem «Sender» und einem oft unbestimmten Kreis von «Empfängern» birgt, sondern zusätzlich noch Sprachbarrieren überwinden muss, die auch kulturelle und psychologische Hindernisse bilden. Gründe für ein Misslingen gibt es angesichts dieser vielfältigen Schwierigkeiten stets genug. Welche Voraussetzungen müssen erfüllt sein, wenn eine Übersetzung gelingen soll?

John Hurst: Übersetzungen sind – entgegen der in der Öffentlichkeit oft vorherrschenden Meinung – komplexe Gebilde und verlangen sowohl vom Übersetzer als auch vom Auftraggeber einen ausgeprägten Sinn für Nuancen. Nach vielen Jahren Praxis als Übersetzer bin ich immer mehr überzeugt, dass eine Übersetzung nur gelingt, wenn drei Voraussetzungen erfüllt sind: Erstens sollten Übersetzer nur in die Muttersprache übersetzen, auch wenn sie mehrere Sprachen ausgezeichnet beherrschen; zweitens kann der Kunde, der ja das letzte Wort hat, selber einen grösseren Beitrag für das Gelingen leisten, als oft angenommen wird; und drittens müssen sich Übersetzer stets ihrer Grenzen bewusst bleiben, denn auch die besten Wörterbücher und elektronischen Hilfsmittel, die heute auf dem Markt sind, garantieren keinen Erfolg. Wenn die drei erwähnten Voraussetzungen immer sorgfältig beachtet würden, liessen sich wohl mehr als die Hälfte der Probleme im Zusammenhang mit Übersetzungen vermeiden. Leider ist dies nicht immer der Fall, und oft ist berufliches Ungenügen mit im Spiel, obwohl das Kommunikationszeitalter und die europäische Vernetzung über die Sprachgrenzen hinweg dazu beigetragen haben, das Ansehen und die Qualität der professionellen Übersetzer zu erhöhen.

Übersetzen ist eine vielfältige Herausforderung, so dass es den «typischen Übersetzer» wohl kaum gibt und auch keine normierte «Übersetzerlaufbahn». Wie und warum wählt man das Übersetzen als Beruf?

Hurst: Die Antwort auf die erste Frage liegt auf der Hand: eine Übersetzerschule mit dem Diplom abschliessen und so schnell wie möglich in die Praxis einsteigen. Oder: sofort in die Praxis einsteigen und das Diplom vergessen! Diese Antwort ist leichtfertig, doch das Kernproblem liegt vielmehr in der Beantwortung der zweiten Frage, warum man Übersetzer wird: Wenn man sich alle potentiellen Themenbereiche vorstellt und nicht vergisst, dass die meisten dieser Themen zu irgendeinem Zeitpunkt in einer anderen Sprache interessieren, wird klar, dass der Übersetzer nicht nur eine Sprache, die Muttersprache, umfassend beherrschen muss, sondern auch sehr gute Kenntnisse in einer oder in mehreren Fremdsprachen vorhanden sein müssen. Wer übersetzt, sollte auch über ein breites Wissen verfügen und sich für verschiedene Sachbereiche aktiv interessieren. Dazu braucht es eine gute Portion Neugier, die gewissermassen «auf Abruf» mobilisiert werden kann. Meine Erfahrung zeigt, dass die besten Übersetzerinnen und Übersetzer von einer nie erlahmenden Liebe zur Sprache beseelt sind und von der Sprache, mit der sie aufgewachsen sind, oft geradezu in Bann gehalten werden. Dies gilt sogar im rein kommerziellen Bereich, denn auch dort hat das Übersetzen hintergründig eine künstlerische Komponente. Bei Literaturübersetzungen sollte der Übersetzer dem Autor an Kreativität nicht nachstehen, und er muss wie der Autor um den treffendsten Ausdruck ringen.

Dies sind einige Gründe, warum Menschen, welche das Übersetzungsmetier betreiben, in kein Schema passen. Weder das Cliché vom dynamischen, primär finanziell motivierten Experten noch das vom erfolglosen Künstler im «Ersatzberuf» wird der Wirklichkeit gerecht.

Jeder von uns spürt ständig die Grenzen seiner Fähigkeiten und seiner Zuständigkeit. Oft lernt man aber erst nach bitteren Erfahrungen, dass es besser ist, einen Auftrag abzulehnen oder an eine besser geeignete Person weiterzuleiten. Hochmut und Sturheit führen auch beim Übersetzen in den Misserfolg.

Gibt es neben den professionellen Übersetzern auch noch Leute, welche das Übersetzen als Passion betreiben – Kunst ohne Kommerz?

Wer übersetzt, sollte auch über ein breites Wissen verfügen und sich für verschiedene Sachbereiche aktiv interessieren.

Hurst: Auch professionelles Übersetzen kann verschiedene Motive haben; es kann die eigentliche Berufung sein oder ein Sprungbrett für andere Tätigkeiten im Bereich der Kommunikation. Wenn ich diese Motive ausser acht lasse, schätze ich, dass 90 Prozent der Übersetzer in irgendeiner Form kommerzielle Aufträge ausführen. Die restlichen 10 Prozent arbeiten in einer Nische, in der sie sich aufgrund einer besonderen Beziehung oder Spezialisierung zurückziehen und sich so den Herausforderungen der Aussenwelt entziehen.

Die Übersetzer können als Dienstleister ohne Aufträge aus der Geschäftswelt nicht existieren, und der Satz *«commerce makes the world go round»* gilt auch in diesem Beruf. Aufträge ohne finanzielle Gegenleistung – gewissermassen *l'art pour l'art* – sind nicht ausgeschlossen. Sie bleiben aber ein Luxus, den sich kommerzielle Übersetzer nur gelegentlich leisten können.

Ist Übersetzen lukrativ?

Hurst: Mit einer gesunden Mischung aus Fleiss, harter Arbeit, Erfahrung, Sorgfalt und Idealismus können Übersetzer im Rahmen der vergleichbaren Möglichkeiten im Kommunikationsbereich, auch wirtschaftlich gute Resultate erzielen.

Wie in allen anspruchsvollen Berufen ist wohl auch beim Übersetzen der Trend zur Spezialisierung unvermeidlich. Sind daraus schon eigenständige Berufsfelder entstanden?

Hurst: Ich rede jetzt nicht von den eben erwähnten 10 Prozent, die in irgendeiner Nische spezielle Texte übersetzen, obwohl dies sicher eine interessante Gruppe ist. Die 90 Prozent der professionellen Übersetzer dürften etwa in folgenden zehn Sparten tätig sein: Finanz-Dienstleistungen (insbesondere Banken und Versicherungen), Industrie/Handel, Recht, Technik, Computer/elektronische Kommunikation, Medien/Journalismus, Tourismus (einschliesslich Freizeit und Sport), PR/Werbung, Chemie/Pharmazie/Medizin sowie lokale, regionale, nationale und internationale Behörden. Als Spitze dieser hier – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – skizzierten «Spezialistenpyramide» können privilegierte Bereiche wie Verlagswesen, Film, Forschung und Entwicklung, Raumfahrttechnologie und ähnlich exklusive Sachgebiete genannt werden.

Als spezialisierte Dienstleistung kann das Übersetzen sowohl im Anstellungs- als auch

im Auftragsverhältnis angeboten werden. Sie ziehen offenbar die selbständige Tätigkeit im Auftragsverhältnis vor. Aus welchen Gründen?

Hurst: Beide Varianten haben Vor- und Nachteile. Ein festes Einkommen aufgrund eines Anstellungsverhältnisses hat bestimmt seine positiven Seiten. Demgegenüber kann das Übersetzen gleichartiger Texte, wie dies im Rahmen einer Anstellung kaum vermeidbar ist, schnell einmal langweilig werden. Ein festangestellter Übersetzer ist den unregelmässigen und ungleichmässigen Anforderungen seines Arbeitgebers oft auch ziemlich ausgeliefert, und die kontinuierliche Auslastung in Kombination mit der permanenten Verfügbarkeit ist ein schwer lösbares Problem. Sicher muss auch ein festangestellter Übersetzer mit überraschenden Einsätzen rechnen, wenn beispielsweise eine wichtige Rede kurzfristig übers Wochenende übersetzt werden muss. Ein freischaffender Übersetzer kann selber bestimmen, welche Aufträge er annehmen will. Beim Aufbau eines festen Kundenkreises muss er sich aber auf einem hart umkämpften Markt behaupten. Auftragsvolumen und Einkommen sind stets starken Schwankungen unterworfen, was die materielle Sicherheit beeinträchtigt. Kompensiert wird diese Unsicherheit durch die Abwechslung, welche vielfältige Themen und immer wieder neue interessante Aufträge mit sich bringen. Das einzig Sichere ist jeweils nur der knappe Termin, der für die Ausführung gesetzt wird. Termindruck lässt sich auch im Übersetzungsgeschäft nicht vermeiden. Darum sollte der Übersetzer mit jener Kunst vertraut sein, die *John Steinbeck* auf die gleiche Stufe gestellt hat wie die Kunst des Arbeitens: die Kunst zu entspannen. Dies sollten sich alle Übersetzer, die selbständig arbeiten, zu Herzen nehmen: Den Druck, den man von aussen an uns heranträgt, können wir nicht steuern, den Umgang mit dem selbst verursachten Druck von innen können wir jedoch beeinflussen.

Im kommerziellen Bereich geht es primär darum, den Auftraggeber durch ein erstklassiges Resultat zufriedenzustellen. Aufwand und Ertrag müssen dabei in einem vernünftigen Verhältnis stehen, so dass der Perfektion aus zeitlichen Gründen Grenzen gesetzt sind. Übersetzung als Kunst strebt aber – wie jede Kunst – nach Perfektion. Wie geht man mit diesem Dilemma um?

Hurst: Das Ziel des guten Übersetzers ist die einwandfreie und qualitativ überzeugende zeitgerechte Erfüllung jedes Auftrags. Darüber hinaus – wage ich zu behaupten – haben aber die meisten Übersetzerinnen und Übersetzer auch einen schriftstellerischen oder gar dichterischen Ehrgeiz, der in ihnen schlummert. Übersetzen ist ein kreativer Beruf und auch ein Beruf, der einen besondern Berufsstolz herausfordert. Reine Wort-für-Wort-Übersetzungen sind nur in rein technischen Bereichen gefragt. Bei anderen Texten wird viel mehr verlangt als nur die Sprachkenntnis. Viele Auftraggeber und Arbeitgeber erwarten heute nicht nur eine Übersetzung, sondern eine Bearbeitung des Textes. Es geht um mehr als nur das Verständlichmachen in einer anderen Sprache. Die Formulierungen sollen auch atmosphärisch den richtigen Ton und Unterton treffen und den feinen Mentalitätsunterschieden, die es im Sprachgebrauch gibt, Rechnung tragen. Dies kann auch bei alltäglichen Texten wichtig sein, etwa bei einem Jahresbericht oder bei einem Brief des Verwaltungsrates an die Aktionäre.

Die Formulierungen sollen auch atmosphärisch den richtigen Ton und Unterton treffen und den feinen Mentalitätsunterschieden, die es im Sprachgebrauch gibt, Rechnung tragen.

Übersetzen verlangt oft mehr als nur ein sicheres Sprachgefühl. Viele Texte werden heute mit grösster Sorgfalt von PR-Spezialisten formuliert, die versuchen, mit Nuancen gewisse Stimmungen hervorzurufen bzw. zu vermeiden. Besonders augenfällig sind die hohen Ansprüche an das Übersetzen und Übertragen in der Werbung. Eine textnahe Übersetzung ist dort meist ein Ding der Unmöglichkeit. Oft enthält ein Werbe-Slogan nicht nur das Verkaufsargument, sondern auch Humor, eine Anspielung und ein Wortspiel und manchmal auch einen Neologismus. Hinter solchen Aufgaben stecken grosse und grösste Herausforderungen an die Übersetzer.

In der Regel gehen wir davon aus, dass eine Botschaft, auch wenn sie übersetzt ist, richtig verstanden wird. Vermutlich ist dieser Optimismus nicht immer gerechtfertigt. Eigentlich ist es ein Wunder, dass nicht noch mehr Missverständnisse passieren. Lassen sich beim Übersetzen Missverständnisse vermeiden?

Hurst: Missverständnisse sind nie ganz auszuschliessen. Ein guter Übersetzer ahnt aber, wo die «Fallen» stehen, und wird besonders vorsichtig. Besonders bei der Übersetzung von juristischen Texten kann ein falsch übersetztes Wort, ein falsches Komma, ein ungenaues Zitat den Entscheid eines Prozesses beeinflussen und verheerende Wirkungen haben – vor allem wenn der Adressat der Übersetzung die Zielsprache nicht versteht und dem Übersetzer blind vertraut.

Ein eindrückliches Beispiel für die Folgen eines sprachlichen Missverständnisses ist die Debatte, welche der Schauspieler *Gérard Depardieu* vor etwa einem Jahr in den Vereinigten Staaten ausgelöst hat: Nachdem der Film «Cyrano de Bergerac» und Depardieu für seine Verkörperung des Cyrano für mehrere Oscars nominiert worden waren, sprach Depardieu in einem Interview über die ärmlichen Verhältnisse, in denen er aufgewachsen war, und sagte, er habe als Jugendlicher einer Vergewaltigung zugeschaut. Er verwendete den französischen Ausdruck *«j'ai assisté à...»*, mitverfolgen, Zeuge werden von einem Ereignis. Fälschlicherweise wurde die Wendung übersetzt mit *«I assisted»*, ich habe teilgenommen. Resultat: Seine Chancen für den Oscar in der besten männlichen Hauptrolle waren Wochen vor der Verleihung auf Null gesunken. Ebenso die Chancen für einen dauerhaften Durchbruch auf dem amerikanischen Markt...

Übersetzen als Kunst ist zu Recht Gegenstand der Sprachphilosophie und der Sprachpsychologie. Wer Übersetzen als Brotberuf gewählt hat, ahnt immer wieder, mit welchen Grundfragen dieses Metier konfrontiert ist. Die täglichen Herausforderungen sind wohl nicht auf dieser Ebene. Was ist aus Ihrer Sicht das zentrale praktische Problem in Ihrem Beruf zwischen Kunst und Kommerz?

Hurst: Ich komme noch einmal zurück auf den Termindruck. Viele Auftraggeber haben die Vorstellung, man könne beim Übersetzen einfach einen «Hahn aufdrehen» und dann fliesse der Text von selbst in die andere Sprache. Routine und Perfektion beim Beherrschen mehrerer Sprachen können zwar eine rasche und fehlerfreie Übertragung begünstigen. Die meisten Texte verlangen aber vom Übersetzer zusätzliche Recherchen und Reflexionen, und die Auftraggeber neigen häufig dazu, die Komplexität eines Textes zu unterschätzen. Dies führt dann oft zu völlig unrealistischen Abgabeterminen. Der Zeitdruck beeinträchtigt die Qualität, weil eine zweite und allenfalls auch notwendige dritte Überarbeitung wegfällt. Allzu kurz gesetzte Fristen verursachen auch Mehrkosten für Nacht- und Wochenendarbeit. Diese wiederum haben oft unangenehme Diskussionen über das Preis-Leistungs-Verhältnis zur Folge. Der durch übermässigen Termindruck bewirkte Teufelskreis liesse sich vermeiden, wenn Texte rechtzeitig vorbereitet und dem Übersetzer nicht erst in letzter Minute zugestellt würden. Selbstverständlich müssen sich auch Übersetzer dem raschen Tempo unserer Zeit anpassen, doch kann es von Vorteil sein, wenn sie die im Interesse der Qualität gebotene «Geschwindigkeitsbeschränkung» in Absprache mit dem Auftraggeber klar festlegen. Zur Kunst des Übersetzens gehört auch die Kunst der Selbsteinschätzung. Wer übersetzt, muss seine psychischen und physischen Grenzen kennen und sich entsprechend verhalten. Diese richtige Einschätzung kann wohl nicht als technische Fertigkeit gelernt werden, sie ist die Frucht langjähriger Erfahrung.

Zur Kunst des Übersetzens gehört auch die Kunst der Selbsteinschätzung.

Die Frage nach dem grössten praktischen Problem soll nicht die letzte Frage sein. Was ist das Schöne an Ihrer Tätigkeit?

Hurst: Ich habe noch keinen Übersetzer und auch noch keine Übersetzerin getroffen, die in ihrem Beruf nichts als Enttäuschungen erlebt haben. Das Positive überwiegt. Übersetzen öffnet viele Türen, bietet Herausforderungen zum lebenslangen Lernen, und es ist auch angemessen bezahlt. Die Texte, die wir übersetzen, die Leute, denen wir begegnen, die Termine, denen wir uns stellen und die Sorge, welche uns ein unpräziser Ausdruck bereitet, bis wir ihn nach langem Hin und Her durch einen treffenderen ersetzt haben, prägen ein Tätigkeitsfeld, in welchem Kunst und Kommerz sich überlagern. Wie alle kreativen Menschen erfüllt uns unsere Arbeit mit Stolz und fördert unser Engagement. Wir leisten damit einen Beitrag zu einem umfassenderen gegenseitigen Verständnis, das für unsere gemeinsame Zukunft entscheidend ist.

PIERRE NUSSBAUMER, geboren 1918. Studium der Jurisprudenz mit Abschluss als Fürsprecher in Bern. 1945 Eintritt in den Diplomatischen Dienst auf verschiedenen Posten, ab 1975 Botschafter in Warschau, ab 1979 in Norwegen und Island. Zwischen 1971 und 1975 verantwortlich für die schweizerischen Beziehungen zu den internationalen wissenschaftlichen Organisationen. Nach der Pensionierung Ende 1983: Studien in den Fächern Geschichte, Philosophie und Wissenschaftstheorie.

DIE TEILE UND DAS GANZE

Zum Selbstverständnis der Natur- und Geisteswissenschaften

Die eigentlich naturphilosophischen Arbeiten C. F. von Weizsäckers, der von der modernen Physik herkommt, ergeben zusammen mit dem Werk des die philosophische Tradition in neuer Sicht weiterführenden Karl Jaspers einen Rahmen, in dem sich Natur- und Geisteswissenschaften leicht aufeinander zu bewegen können.

Jürgen Mittelstrass legte im letzten Jahr in der «Neuen Zürcher Zeitung» dar, dass wir in einer *«halbierten Wissenschaftskultur»* leben. Nach Mittelstrass füge sich die geltende Wissenschaftssystematik allzuleicht dem falschen Glauben, was nicht Natur sei, sei Geist, und was nicht Geist sei, sei Natur; viele Geisteswissenschaftler verhielten sich so, als gäbe es das Reich der Natur gar nicht, und auch die Naturwissenschaftler – dabei beflügelt durch die unbestreitbaren Erfolge ihres Wirkens – suchten kaum je den Kontakt zu den in einem Formtief verharrenden Geisteswissenschaften. Dieser Mangel an Zusammenarbeit der beiden Wissenschaftszweige ist für die Lösung der anstehenden weltweiten Probleme sicher eine schlechte Voraussetzung: *«Getreu dem Hegelschen Motto, dass das, was ist, auch vernünftig ist, beginnen (...) beide Wissenschaftsseiten ihren Frieden mit einer derart halbierten Kultur zu schliessen»* (Mittelstrass).

Bei der Erörterung der Frage, warum wir zwei Wissenschaftswelten vor uns haben, stossen wir bald auf die Tatsache des sehr unterschiedlichen Selbstverständnisses und Selbstvertrauens von Natur- und Geisteswissenschaften. Vor allem das ganz ungebrochene Selbstvertrauen der Naturwissenschaften fällt auf; Naturwissenschaftler glauben an ihre Möglichkeiten, und ihre unbestreitbaren Erfolge sind mit Händen zu greifen. Es sind die Naturwissenschaften, welche weiterhin den Siegeszug der westlichen Zivilisation anführen. Anders bei den Geisteswissenschaften. Ihre Gegenstände sind häufig *«das Unnützliche, das Schöne, dessen Nutzen beginnt, wenn die nützlichen wissenschaftlichen Konkurrenten ihren Teil getan haben, wenn eine Kultur nicht arbeitet, sondern feiert»*. Das ist wohl ein Klischee, aber eben eines, das fest verwurzelt ist (Mittelstrass). Den Geisteswissenschaftlern fehlt oft der Glaube an ihre Möglichkeiten, und was ihre Erfolge betrifft – die heutige Welt honoriert vor allem praktische Erfolge –, so bleiben sie bescheiden.

Natur als Objekt und Gesetzmässigkeit bringt Erfolg...

Unsere gegenwärtigen Vorstellungen von Natur sind in doppelter Hinsicht das Resultat einer langen geschichtlichen Entwicklung: Einmal ist aus der übermächtig-geheimnisvollen Natur die zwecklose raum-zeitliche Welt ausgedehnter, materieller Objekte geworden, denen – jedenfalls noch in der klassischen Physik – unabhängige Subjekte gegenüberstehen. Sodann tritt uns heute die Natur als Welt entgegen, in der die «inneren Prinzipien» der Griechen zu universalgültigen Gesetzmässigkeiten geworden sind. Und, nachdem die Weiterentwicklung der ebenfalls von den Griechen erfundenen Mathematik und Logik zur Möglichkeit einer ausserordentlich prägnanten Formulierung der Naturgesetze geführt hat, vermögen in den Augen der meisten Naturwissenschaftler nur noch die positiven Wissenschaften den Anspruch zuverlässigen Wissens, der einst die Philosophie beflügelte, wirklich zu erfüllen. Wissenschaften ohne Logik und, wo sie streng werden, ohne Mathematik scheint es nicht zu geben; die allgemeinen Naturgesetze sind wesentlich mathematisch.

... führt aber auch zu Widersprüchlichkeiten

1. Diese gesellschaftlich-kulturelle Entwicklung, die die Natur als Objekt, blosses Material betrachtet, das vom mündigen Subjekt beliebig manipuliert werden kann, hat in ihrer Verbindung mit Logik und Mathematik zu einem Gemisch geführt, das die weltverwandelnde Sonderstellung des Abendlandes zur Folge hatte. Was die dem Gemisch zugrundeliegende nahezu explosiv zu nennende Dynamik ausmacht, ist nicht restlos erklärbar; geschichtliche Entwicklungen sind im wesentlichen einmalige Phänomene in einem offenen Prozess. Vielleicht war so etwas wie die Dynamik an sich im Spiel, oder die Zeit war ganz einfach reif für einen epochalen Wandel von der herkömmlichen konservativ-zurückblickenden zu einer vorwärtsschauend-offenen Weltsicht. In westlicher, christlich geprägter Perspektive gesehen haben wir es vor allem wohl zu tun mit der oft umwälzenden Kraft, die nicht nur der Freiheits-Idee, sondern auch «zeitlosen Wahrheiten» innewohnen kann. Wenn die Freiheits-Idee gelegentlich über das Ziel hinausschiesst, so werden «zeitlose Wahrheiten», als welche die Naturgesetze im Licht der Mathematik erscheinen, oft missverstanden; von grossen gedanklichen Zusammenhängen zwingender Evidenz kann eine das Urteilsvermögen einengende Faszination ausgehen.

Dieses zeitlose Wissen sichert aber erfolgreiches Handeln. Die Wissenschaft wird Lieferant von wirtschaftlicher und militärischer Macht und damit auch die Grundlage politischen Einflusses. Der Naturwissenschaftler lässt sich von seinem sozialen und politischen Umfeld nicht trennen.

Nichts ist erfolgreicher als der Erfolg, ist man versucht, in Anbetracht einer Situation zu sagen, der eben derjenige am besten angepasst ist, der den kulturellen Motivationen und Zielen am nächsten kommt. Schon bei diesem Punkt zeigt sich die Ambivalenz der Naturwissenschaften. Eine sich zu schnell vermehrende Spezies schafft sich Lebensraumprobleme. Ähnliches widerfährt dem Menschen als Folge eines unkontrollierten Wachstums der Naturwissenschaften, wobei die Probleme jetzt weltumfassende Dimensionen angenommen haben. Der Einsicht in die Notwendigkeit einer globalen und ganzheitlichen Sicht der Dinge dürften die gegenwärtigen Machtstrukturen wohl noch für lange Zeit entgegenstehen.

Der Einsicht in die Notwendigkeit einer globalen und ganzheitlichen Sicht der Dinge dürften die gegenwärtigen Machtstrukturen wohl noch für lange Zeit entgegenstehen.

2. Statt eine Rolle als Vermittlerin zwischen Geist und Materie, zwischen Freiheit (Kultur) und Macht (Natur) zu suchen, hat die Naturwissenschaft vor allem ihre unbezweifelbare, aber einseitige Stärke, die Evidenz von Mathematik und Logik, ausgespielt. Mathematik und Logik sind aber Kinder des Verstandes, dem, wie *Hegel* sagte, die Vernunft als Mystik erscheint.

Das Problem liegt doch darin, dass die Naturwissenschaften sich nur auf die – zutiefst rätselhafte – Gesetzlichkeit der Natur stützen und dabei übersehen, dass diese Natur mehr ist als nur Gesetzlichkeit. Jeder Gang durch die Welt der Organismen zeigt an unzähligen Beispielen, wie wunderbar, vielfältig und immer wieder überraschend die Natur organisiert ist. Sie ist alles andere als nur berechenbar.

3. Die Naturwissenschaft lässt sich eben nicht ohne Blick aufs Ganze betrachten. Wir wissen heute, dass auch die Natur im wesentlichen geschichtlich ist. Die Wissenschaft hat die Evolution des organischen Lebens, der Gestirne und auch unserer Erde entdeckt; *Th. Kuhn* hat auf die nur geschichtlich erklärbaren Paradigmenwechsel in der Entwicklung der Naturwissenschaften hingewiesen. Trotzdem herrscht noch weitgehend die Vorstellung von der geschichtslosen Natur vor, die ihr unerschütterliches Fundament im Begriff des mathematischen Naturgesetzes hat: Die Gesetze wandeln sich nicht; vielmehr richtet sich das Geschehen nach den Gesetzen; der geschichtliche Mensch lebt im geschichtslosen Raum. Noch *Einstein* bemerkte: *«Ich glaube an Spinozas Gott, der sich in der gesetzlichen Harmonie des Seienden offenbart...»* Zur Beurteilung dieser stark metaphysisch geprägten Einstellung, eine Art Glauben der Physiker, müssten wir wiederum das eigentliche Feld der Naturwissenschaft verlassen und die Lösung andernorts, hier im Bereich der Philosophie, suchen.

Die Physik birgt ungelöste Fragen

Vor allem ist die Quantentheorie zu erwähnen, welche die Auffassungen der

Wissenschaftler von unseren Beziehungen zur materiellen Welt von Grund auf veränderte. Nach *Bohrs* Interpretation der Theorie geniesst die Welt *«da draussen»* keine Unabhängigkeit aus sich selbst heraus, wie dies die klassische Physik des 19. Jahrhunderts voraussetzte, sondern ist untrennbar mit unserer Wahrnehmung von ihr verbunden. Interessanterweise stand Einstein, der zu Beginn der Entwicklung der Quantentheorie eine bedeutende Rolle gespielt hatte, schliesslich in der vordersten Reihe der Kritiker von Bohrs Interpretation, und zwar bis zu seinem Tod 1955. Noch heute ist die Debatte nicht abgeschlossen. Wohl sind in den letzten Jahren Experimente durchgeführt worden, die neues Licht in die Auseinandersetzung bringen; zu einer Klärung ist es nach herrschender Meinung aber noch immer nicht gekommen.

Tatsächlich stehen den heutigen Wissenschaftlern neue Forschungsergebnisse und bessere Hilfsmittel zur Verfügung als ihren Vorgängern aus vergangenen Jahrhunderten. Benutzt hat sie z. B. *C. F. von Weizsäcker*, dessen umfangreiches Werk der vorliegenden Studie zugrunde liegt. Von seiner eigenen Interpretation der quantenmechanischen Vorgänge ausgehend, hat C. F. von Weizsäcker eine Theorie entwickelt, die er als Teil eines Programms zur Vereinheitlichung der Naturgesetze auffasst, um so von der Physik herkommend zur Einheit der Natur vorzustossen. Es ist ein Programm, das sich neben den quantentheoretischen Erkenntnissen auch die Resultate der Forschung auf den Gebieten der Informationslehre, der Kybernetik und der Evolutionstheorie zunutze macht. Ein solches Programm kommt zudem nicht aus ohne Reflexion auf das Wesen von Logik und Mathematik. Was sich mit Sicherheit aus dem Werk C. F. von Weizsäckers schliessen lässt, ist die Tatsache, dass die in der Natur noch schlummernden Geheimnisse die Wissenschaft zu einer echten interdisziplinären Anstrengung herausfordern, soll wirklich mehr Licht in das Dunkel vieler noch ungelöster Fragen gebracht werden können.

Über die Naturwissenschaft hinaus

Das Denken der Väter der modernen Physik kreiste auch immer um die letzten Dinge. *Hans-Peter Dürr*, Direktor des Instituts für Physik am Max-Planck-Institut in München, kommt zum Schluss, in den Augen der Architekten der Quantenphysik gebe es *«nicht wirklich»* eine gegenständliche Realität; diese sei vielmehr *«nur eine Konstruktion unseres Denkens, eine zweckmässige Ansicht der Wirklichkeit, die uns hilft, die Tatsachen unserer unmittelbaren äusseren Erfahrung grob zu ordnen»*. Was die Quantentheorie darstellt, ist in anderen Worten nicht die physikalische Welt, sondern der Stand unseres Wissens davon. *Heisenberg*, dem es 1927 gelang, den Hintergrund des quantenphysikalischen Formalismus aufzuhellen, hat in seinem Erinnerungsbuch «Der Teil und das Ganze», gestützt auf Gespräche mit Forscherkollegen, dokumentiert, wie eng die neue Atomphysik mit philosophischen, religiösen, politischen und künstlerischen Fragen verbunden ist. Hier eine Auswahl der Kapitelüberschriften: Der Begriff «Verstehen» in der modernen Physik; über das Verhältnis von Naturwissenschaft und Religion oder auch zwischen Biologie, Physik und Chemie; Quantenmechanik und Kantsche Philosophie; Elementarteilchen und platonische Philosophie usw. Das Erstaunliche ist, dass sich die von der Quantenphysik umschriebene, nicht mehr objektivierbare Welt auf einer höheren Abstraktionsstufe wieder in eine wohldefinierte mathematische Form kleiden lässt, die der wissenschaftlichen Beschreibung ein solides Fundament verschafft. Man kann also einen Sachverhalt in völliger Klarheit vor Augen haben und doch wissen, dass man nur in Bildern und Gleichnissen von ihm reden kann. Die Quantenphysik führt so gesehen zu keinem neuen Idealismus.

Man kann also einen Sachverhalt in völliger Klarheit vor Augen haben und doch wissen, dass man nur in Bildern und Gleichnissen von ihm reden kann.

Von der noch bei Heisenberg spürbaren Aufbruchstimmung ist in der heutigen Physik nicht viel übrig geblieben. Die Wellen, welche die revolutionären neuen Theorien einstmals geworfen hatten, haben sich geglättet. Der der Quantenphysik zugrundeliegende mathematische Formalismus ist anscheinend ein Mittel, das dem Grossteil der Physiker den Zugang zur Theorie formal wohl eröffnet, sie aber gleichzeitig dazu verleitet, Vorausberechnen und Verstehen gleichzusetzen (Einschätzung des Physikers *Hans-Peter Dürr*).

Geisteswissenschaften

Nicht viel anders scheint es sich im Fall der Geisteswissenschaften zu verhalten. Dies trifft jedenfalls dann zu, wenn wir den Zustand der Philosophie betrachten, eine Sichtweise, die insoweit zulässig ist, als wir der Philosophie unter anderem den Charakter einer Hintergrunddisziplin zuweisen dürfen, in deren Bereich sich die den Einzelwissenschaften implizit oder explizit zugrundeliegenden Weltbilder und Weltanschauungen kristallisieren.

Der 1903 geborene und Anfang 1993 verstorbene Philosoph *Hans Jonas* hat im Mai 1992 einen Vortrag gehalten, der in Buchform erschienen ist und als sein geistiges Testament betrachtet wird. Darin spricht Hans Jonas von *«einer alten Einseitigkeit, an der die Philosophie krankte: eine gewisse Verachtung der Natur durch den sich ihr überlegen fühlenden Geist»*. Diese Verachtung *«war das Erbe des metaphysischen Dualismus, der von den platonisch-christlichen Anfängen her das westliche Denken polarisiert hatte. Seele und Körper, Geist und Materie, Innenleben und Aussenwelt waren einander wo nicht feind, so doch fremd und konnten nur mit Mühe theoretisch zusammengebracht werden. Die Entzweiung ging mitten durch den Menschen hindurch, doch die Denker waren sich einig darüber, auf welche Seite er eigentlich gehörte... Das All des Wissens teilte sich akademisch in Natur- und Geisteswissenschaften, und die Philosophie fand sich wie selbstverständlich unter den letzteren – während sie doch von Rechts wegen über dem Unterschied stehen müsste. So wurde – in meiner deutschen Erfahrung – dem Jünger der Philosophie jede Kenntnisnahme der naturwissenschaftlichen Entwicklung erlassen. Erst in der angelsächsischen Welt, in die mich die Emigration führte, fand ich unter Philosophen ein lebendiges Interesse an der Naturwissenschaft und an der Integrierung ihrer Ergebnisse in die Humandisziplinen.»*

Sodann ist, wie der Philosophiehistoriker *Hans Joachim Störig* sagt, die Revolution der Physik in der Mathematik vorbereitet worden. Während bis ins 18. Jahrhundert die grossen Philosophen in ihrem mathematischen Wissen auf der Höhe der Zeit oder gar, wie *Descartes* und *Leibniz*, schöpferische Mathematiker waren, lockerte sich im 19. Jahrhundert der Zusammenhang zwischen Mathematik und Philosophie. *Hegel, Schopenhauer, Nietzsche, Kirkegaard* waren keine Mathematiker. Die folgenreiche Entwicklung der Mathematik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Heranbildung der nichteuklidischen Geometrie kam zunächst gar nicht in den Gesichtskreis der Philosophen – so wenig wie etwas später die bahnbrechenden Leistungen z. B. von *Frege* (1848–1925) in Logik und Mathematik.

Die Philosophen haben die weitgehend mathematisch gestützte neue Physik lange nicht verstanden.

So haben die Philosophen die weitgehend mathematisch gestützte neue Physik lange gar nicht verstanden. Aufschlussreich ist eine Erfahrung, die Niels Bohr, *«der fragende Meister der Atomtheorie»*, bei einem Vortrag anlässlich eines Kongresses positivistischer Philosophen machte. Alles, was Bohr über das Wirkungsquantum – eine Konstante, die in der Atomphysik auftritt – sagte, wurde freundlich aufgenommen, was Bohr enttäuschte, so dass er meinte: *«Wem nicht schwindlig wird, wenn er zum ersten Mal vom Wirkungsquantum hört, der hat überhaupt nicht verstanden, wovon die Rede ist.»* Bohrs Problem war es, dass seine Zuhörer die Quantentheorie fälschlich als ein Ergebnis der Erfahrung auffassten; in ihrer mathematisch zugänglichen Form ist die Quantentheorie aber ein Wissen, etwas, das über die Erfahrung hinausweist.

Die obige Skizze der neueren Entwicklungen lässt erkennen, dass immer dann, wenn die Wissenschaft in Resultaten erstarrt, auch der Erkenntniswert des Wissens abnimmt und zum kulturell weniger relevanten Fachwissen wird. Man kann Erkenntnis nicht bewahren, ohne sie zu vermehren und zu verwandeln. Als bestehender Gedankeninhalt ist Erkenntnis nicht einfach da. Alle Strukturen dieser Inhalte bedürfen des Vollzugs, sie müssen immer wieder im Menschen hervorgebracht, von ihm assimiliert werden, eine Wahrheit, die vor allem in Zeiten des Wandels Beachtung verdient. Zudem gelingt es nicht, Erkenntnis, Ethos, Kunst und Religion allgemein als Sphären so nebeneinanderzustellen, dass in der Scheidung zugleich das Wesen jeder Sphäre adäquat getroffen würde. Jede erweist sich im Kern als das Ganze des Geistes in jeweils besonderer Gestalt. Der «Erkenntnishunger» der ersten Quanten-

physiker war wohl vor allem Folge der aufrüttelnden Konfrontation mit einer Natur, die plötzlich das ganze Ausmass und die Tiefe ihrer Geheimnisse aufscheinen liess und die Ahnung bestätigte, dass wir die Wahrheit nicht besitzen, sie stets suchen müssen (diese ursprüngliche Faszination hat heute weitgehend der wissenschaftlichen Routinearbeit Platz gemacht). Im Falle der Philosophie zeigte sich, wie die zunehmende Beschränkung der Forschung auf Einzelaspekte zur Erstarrung führt. Wenn wir, wie es diese Studie versucht, von aussen an die Wissenschaft herantreten, dürfen wir also die menschlichen Belange nicht in einseitig objektivierender Weise angehen. Es ist auch *Kants* Wort zu beherzigen, wonach es pöbelhaft sei, sich auf Erfahrung zu berufen, wo das eigene Tun durch seine Folgen den Gegenstand der Erfahrung selbst hervorbringen oder verändern kann. So ist für *Gerold Hilty* von der Universität Zürich nicht der Mensch in seiner biologischen Wirklichkeit Gegenstand der Geisteswissenschaften, sondern der Mensch als geistbegabtes Lebewesen, der Mensch als Einheit von Körper und Geist: die Geisteswissenschaften stellten letztlich die Frage nach dem Wesen des Menschen, eine Frage, welche unter den verschiedensten Blickwinkeln anzugehen sei. *Beat Sitter-Liver*, Universität Bern, sagt von den Geisteswissenschaften, sie wendeten sich sämtlichen Manifestationen des Umgangs der Menschen mit sich selber und mit der übrigen Natur zu; die Geisteswissenschaften übermittelten die Erfahrung, dass und wie man sich orientieren könne, nicht jedoch fixe Anweisungen; sie befähigten zur Verantwortung, nähmen diese jedoch nicht ab; hierin liege ihre humanisierende Funktion und ihre sittliche Bedeutung.

Eine kleine Literaturauswahl:

Jürgen Mittelstrass: «Der Blick aufs Ganze», Wider die Verzwergung der Geisteswissenschaften, NZZ vom 15./16. Mai 1993 (Nr. 111).
Rupert Riedl: «Evolution und Erkenntnis» (Serie Piper, 2. Auflage, 1984).
C. F. von Weizsäcker: «Wahrnehmung der Neuzeit» (Hanser, 2. Auflage, 1983), WdN; «Der Garten des Menschlichen» (Hanser, Neuausgabe 1992, z. B. S. 91 ff.) GdM; «Aufbau der Physik» (Hanser 1985, S. 556) APh; «Zeit und Wissen» (Hanser 1992); «Die Einheit der Natur» (dtv, 4. Auflage, 1984).
Robert Wesson, «Die unberechenbare Ordnung» (Artemis Verlags GmbH, amerikanische Originalausgabe 1991).
Sir Arthur Eddington, in «Physik und Transzendenz» (Scherz 1986, Hrsg. Hans-Peter Dürr).
Werner Heisenberg: «Der Teil und das Ganze» (Piper 1971).
Hans Jonas: «Philosophie, Rückschau und Vorschau am Ende des Jahrhunderts» (Suhrkamp 1993).
Karl Jaspers: «Philosophie» (Serie Piper, 3 Bände, 1994); Philosophie I, S. 183; «Von der Wahrheit» (Ex Libris 1984), vdW; «Kleine Schule des philosophischen Denkens» (Serie Piper, Neuausgabe 1974; «Philosophische Autobiographie» (Serie Piper, 2. Auflage 1984); Philosophie I, S. XLIII.
Jeanne Hersch: «Karl Jaspers» (Piper 1980).

Karl Jaspers zählt zu den Philosophen, denen es gelungen ist, das grosse Erbe der Philosophie für unsere Zeit zu bewahren. Für ihn ist der Mensch in seinem Wesen an die Relativität der Welt gebunden, bleibt aber durch Ursprung und Ziel doch auch der Transzendenz hingegeben. Jaspers spricht von der «Existenz», die dem Menschen zugehöre. Alltagssprachlich: in der Existenz findet sich das, was den Kern eines jeden von uns ausmacht, was unser innerstes Wesen ist, was unsere Persönlichkeit prägt. Mehr noch, die Existenz ist verbunden mit der «Transzendenz», d. h. dem Ort, wo jenseits der Dingwelt unsere Weltanschauungen angesiedelt sind. Wenn von diesem Ort die Rede ist, so wird der abstrakt denkende Philosoph vielleicht vom Sein oder vom Absoluten sprechen, der gestaltende Künstler und Dichter eher von der erlebten Wirklichkeit, der sittlich Engagierte von einer höheren Instanz, der persönlich betroffene Gläubige von Gott.

Die Welt ist die Realität, die den Menschen umgibt, wenn sein Bewusstsein erwacht. Sie hängt nicht von ihm ab, ist also für ihn und die anderen zwingend. Diese Welt, zu der der Mensch nur gehört, soweit er objektivierbar ist, ist der eigentliche Bereich der Wissenschaften. Es ist der Bereich, in dem von zwingenden Wahrheiten gesprochen werden kann. Im Falle des Menschen gibt es hingegen mehr als eine Wahrheit. Einmal die Wahrheit des Daseins: sie ist Funktion der auf Bewährung ausgerichteten Aktivität des Menschen in seiner Vitalität. Dann gibt es die Wahrheit des Geistes, z. B. in den Bereichen von Staat, Gesellschaft, Kunst, Sittlichkeit und Beruf: Sie hat zu tun mit dem Grad an Überzeugungskraft der diese Bereiche bestimmenden Ideen. Endlich gibt es die Wahrheit der Existenz: Sie ist

Ausdruck des Verhältnisses der Existenz zur Transzendenz.

Was wir nach Jaspers in der Realität der Welt als zwingende Wahrheit zu erkennen vermögen, ist aber nur Richtigkeit, leere Form, das *«skelettartige Schema von Symbolen, das seine eigene Hohlheit offen zur Schau trägt»*. Mit Inhalten füllen kann dieses Schema nur der Mensch. Er allein wurzelt in den derpositiven Wissenschaft unzugänglichen tiefsten Schichten der Wirklichkeit.

Diese Grundeinsicht lässt sich in Abwandlungen formulieren: Erkennen dessen, was ist, schliesst nicht in sich das Urteil darüber, was sein soll. Was ich weiss, fällt nicht zusammen mit dem, was ich will. Das empirisch Feststellbare ist nicht das, was nur durch Glauben erfassbar ist. Betrachten ist nicht Handeln, Zusehen ist nicht Existieren. Es geht um die scheinbar so einfache Unterscheidung von Tatsachenerkenntnis und Werturteil.

Die rein begriffliche Unterscheidung zwischen Welt und Mensch, die Jaspers macht, will nicht auch heissen, dass wir in Wirklichkeit getrennte Bereiche vor uns hätten. Die Genfer Philosophin *Jeanne Hersch* bemerkt in einer Einführung zum Werk ihres akademischen Lehrers, bei Jaspers sei Menschsein gleichzeitig Natur und Freiheit (die Freiheit gesehen als ein Aspekt der Existenz), und fährt dann erläuternd fort, Natur und Freiheit seien zwar sich bekämpfende Mächte, wahr sei aber auch, dass Freiheit erst durch Natur möglich wird. Es genüge nicht, dass Freiheit die Natur bändigt, auch als gebändigte müsse die Natur im Menschen weiterbestehen und ihre bewegende Kraft behalten: *«Daher findet sich Transzendenz nicht nur in der Freiheit, sondern durch diese hindurch auch in der Natur.»* Einheits- und sinnstiftend ist der Mensch.

Die Wissenschaften vermögen ihrem Wesen als Orientierungshilfe des Menschen nur insoweit voll zu genügen vermögen, als sie es verstehen, sich in den grösseren Rahmen ihres Umfeldes einzuordnen. Dabei dürften die Naturwissenschaften weiterhin der sie oft begleitenden Versuchung ausgesetzt sein, einem absolut verstandenen Wissens-Ideal nachzustreben. Für die Geisteswissenschaften ist die Schwierigkeit eine andere: wie schon erwähnt, versagen sie uns – an sich eine Selbstverständlichkeit – die direkte Hilfe bei der Übernahme von Verantwortung, sei dies im privaten, sei es im gesellschaftlichen Bereich. Sie sind nur indirekt hilfreich, sind in ihrer humanisierenden Wirkung sozusagen der Nährstoff des Bodens, auf dem das Verantwortungsbewusstsein wachsen kann. ✦

PIERRE NUSSBAUMER

SPLITTER

Was ich in der Natur sehe, ist eine grossartige Struktur, die wir nur unvollkommen zu erfassen vermögen und die einen vernünftigen Menschen mit einem Gefühl von «Humility» erfüllen muss. Dies ist ein echt religiöses Gefühl, das nichts mit Mystizismus zu schaffen hat.

ALBERT EINSTEIN